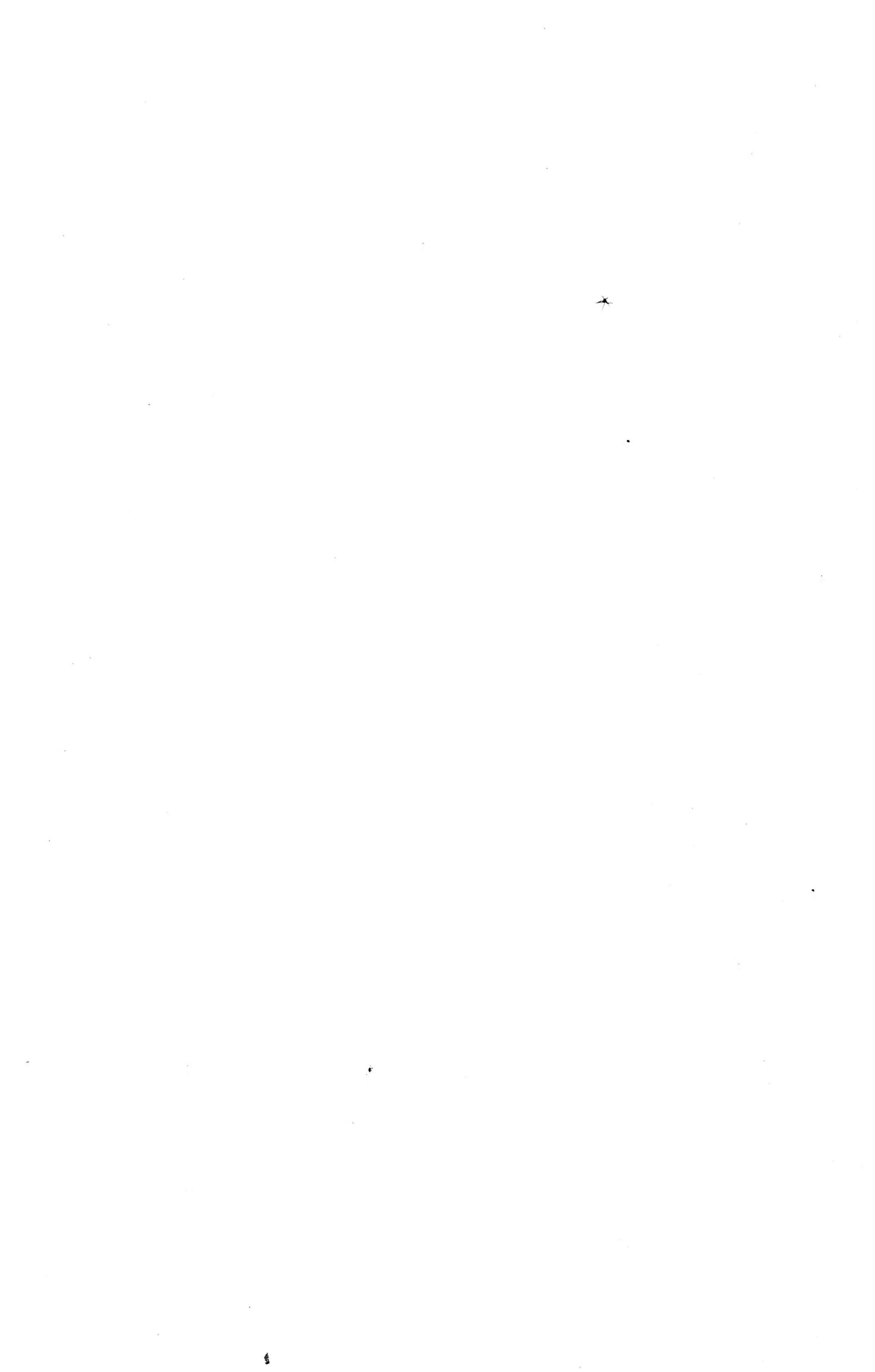
ROCKENBACH, THERESE

THEODOR STORMS CHRONIKNOVELLEN



Theodor Storms Chroniknovellen.

Eine Untersuchung über Quellen und Technik.

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung der Doktorwürde der Hohen
Philosophischen und Naturwissenschaftlichen
Fakultät der Kgl. Westfälischen Wilhelms-
Universität zu Münster

vorgelegt von

Therese Rockenbach
aus Castellaun.



1916.
Druck von Georg Westermann in Braunschweig.

Dekan: Prof. Dr. Koepp.

Referent: Prof. Dr. Schwering.

Meinen Eltern!

Inhaltsverzeichnis.

Mit Genehmigung der Fakultät erscheint als Dissertation nur ein Teil der Arbeit, die Entstehungsgeschichte und die Quellenuntersuchung umfassend. Die ganze Arbeit erscheint demnächst im Verlag von Georg Westermann (Braunschweig).

Einleitung:
Die chronikalische Novelle von Clemens Brentano bis Theodor Storm.

Die chronikalische Novelle ist ein Kind der Romantik. Die Beschäftigung mit der mittelalterlichen Literatur lenkte die Aufmerksamkeit der romantischen Dichter auch auf die zahlreichen Chroniken aus alter Zeit. Neben dem Inhalt begann auch die Form und der treuherzige, naive Ton des Berichtes sie zu fesseln. Unbekümmert um künstlerische Komposition reihten die alten Chronisten Blatt an Blatt und verzeichneten die Geschehnisse, wie sie vor ihren Augen sich abspielten. So sind ihre Werke scheinbar ohne inneren Zusammenhang; trotzdem aber sind sie nicht wertlos; im Gegenteil, sie sind die treuesten Zeugnisse der Lebensauffassung in jenen Zeiten. Mit der liebevollen Versenkung in die alten Dichtwerke und Chroniken erwacht in den Romantikern das Bestreben, die schlichte Ausdrucksweise dieser Berichte poetisch nachzubilden. Besonders sind es die Heidelberger Romantiker Achim von Arnim und Clemens Brentano, die für die Erweckung der älteren deutschen Literatur Bedeutendes leisteten. Beide Freunde entfalteten eine reiche, von Erfolg gekrönte Sammlertätigkeit. Über den Bestand der Bibliothek Brentanos sind wir durch die gedruckten Kataloge genau unterrichtet.[1] Eine große Anzahl seltener Drucke, fliegender Blätter und literarischer und historischer Seltenheiten aller Art befand sich in Brentanos Besitz; auch mehrere alte Chroniken sind in dem Verzeichnis aufgeführt, so z. B. Königshovens Elsässische und Straßburgische Chronik,[2] eine Stralsundische und eine Baseler Chronik.[3] Besonderen Eindruck scheint Brentano die Limburger Chronik gemacht zu haben, die Görres im Jahre 1808 in der Heidelberger Bibliothek gefunden hatte. Ob Brentano sie erst durch Görres kennen lernte oder sie ihm schon vorher bekannt war, wissen wir nicht. Unter den Quellen für die Geschichte des 14. Jahrhunderts nimmt die Limburger Chronik eine hervorragende Stelle ein. Sie bringt nicht nur rein historische Nachrichten, sondern berücksichtigt besonders auch das kulturhistorische Moment. „In einfacher, aber lebendiger und wirkungsvoller Darstellung, welche bisweilen zu großer Kraft sich erhebt, erhält der Leser neben den Nachrichten über die Begebenheiten der Zeit die interessantesten Mitteilungen über Lieder, Musik, Waffen,

---

[1] Katalog der Bibliothek Brentanos, Berlin 1819; 2. Katalog, Berlin 1853.
[2] Kat. 1853, Nr. 2262.
[3] Kat. 1853, Nr. 2264 und 2265.

Kleider und viele andere Dinge, über die man anderwärts vergeblich Nachricht suchen würde."[1] Brentano hat die Limburger Chronik benutzt für seine „Chronika eines fahrenden Schülers", die wir als erstes Glied in der Reihe der Chroniknovellen des 19. Jahrhunderts anzusehen haben.[2] Die kulturhistorischen Bemerkungen der „Chronika", so z. B. die Beschreibung des Gewandes, das Johannes von dem alten Ritter erhalten hat, und die Angaben über den Maler Wilhelm zu Köln sind der Limburger Chronik entlehnt. Auch der Name des fahrenden Schülers Johannes und der des Grafen Johann von Nassau, vielleicht auch der Name der Laurenburg entstammen dieser Quelle. Wahrscheinlich hat sie auch die Wahl der Lahngegend als Schauplatz für die Jugendgeschichte des Schülers angeregt. Ursprünglich hatte Brentano mit seinem „fahrenden Schüler" einen ganz anderen Plan; er wollte eine Rahmenerzählung schreiben mit dem Titel: „Der alte Ritter und die Seinigen". Im Vorwort der „Chronika" erzählt er von diesem Vorhaben. Die Geschichte des fahrenden Schülers „sollte nur die Einfassung mehrerer schöner altdeutscher Erzählungen sein, die sie mit mancherlei Ereignissen aus dem Zusammenleben des alten Ritters Veltlin von Türlingen und seiner drei Töchter unterbricht, mit deren Versorgung und der Abreise des Erzählers sie schließt".[3] Der Plan kam nicht zur Ausführung; nur ein Bruchstück veröffentlichte der Dichter 1818 in Friedrich Foersters „Sängerfahrt" unter dem Titel „Aus der Chronika eines fahrenden Schülers". 1852 ging die anmutige Erzählung unverändert über in die „Gesammelten Schriften" von Cl. Brentano.[4] 1880 und 1881 veröffentlichte dann W. Kreiten in den „Stimmen aus Maria Laach" ein bisher unbekanntes Chronikafragment, das aus dem Nachlaß von Brentanos Freund Joh. Friedr. Böhmer stammte, und das die Geschichte des fahrenden Schülers weiter verfolgt. Für die Entwicklung der chronikalischen Novelle kommt selbstverständlich nur das Sängerfahrt-Fragment in Betracht. Es ist in seiner ganzen Anlage schon charakteristisch für die spätere Chroniknovelle. Hier schon haben wir eine Rahmenerzählung in Ich-Form. Der Rahmen bringt die Schilderung der jüngsten Vergangenheit des fahrenden Schülers Johannes, den der edle Ritter Veltlin von Türlingen im Walde bei Straßburg gefunden und in sein Haus aufgenommen hat. Auf die Aufforderung des Ritters liest Johannes seine Jugenderinnerungen vor, die er in ein kleines Büchlein, die eigentliche „Chronika", eingetragen hat. In diesen Bericht eingeschoben sind die Erinnerungen seiner Mutter, der schönen Laurenburger Els. Mitten darin bricht die Erzählung plötzlich

---

[1] S. Wyß: Die Limburger Chronik (Marburg 1875), S. 3.

[2] Vgl. zu diesen Ausführungen den Aufsatz Alfred Walheims: Brentanos Chronika eines fahrenden Schülers (Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1912, 4. Heft, S. 289—315), der die Entstehung und die Quellen der Dichtung eingehend behandelt.

[3] Brentano: Gesammelte Schriften (Frankfurt 1852—55), Bd. 4, S. 3.

[4] Hg. von Christian Brentano.

ab. Das Fragmentarische macht sich leider allzusehr bemerkbar. Im Vordergrunde der Dichtung steht das Stimmungsmoment. Der einfach-schlichte Ton der alten Zeit ist gut getroffen; dazu trägt nicht zum wenigsten die Sprache bei mit ihren archaistischen Elementen und ihren zahlreichen Anklängen an den biblischen Text.

Während Brentano in seiner „Chronika" die Schreib- und Vortragsart der alten Chronisten erfolgreich nachahmt, geben zwei Erzähler nach ihm — August Hagen und Wilhelm Meinhold — ihre Bücher direkt als Chronikfunde aus. Im Februar 1829 veröffentlichte der Königsberger Kunsthistoriker Hagen ein Buch mit dem Titel: „Norika, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Nach einer Handschrift des 16. Jahrhunderts". Schreiber des Manuskripts soll der Frankfurter Kaufmann Jakob Heller gewesen sein, der, wie der Herausgeber im Vorwort mitteilt, „nicht ohne gelehrte Bildung, vielleicht mehr Kunstfreund als Kunstkenner, im Anfang des 16. Jahrhunderts sich längere Zeit in Nürnberg aufhielt, und, was er von den Künstlern und ihren Werken daselbst sah und hörte, umständlich niederschrieb".[1] Hagen will das Manuskript in der Königsberger Universitätsbibliothek gefunden haben. Um das leichter glaubhaft zu machen, beschreibt er in dem ausführlichen Vorwort die Geschichte der Handschrift und den Zustand, in dem er sie gefunden haben will. „In der unsauberen, schwer zu entziffernden Handschrift bemerkt man eine Flüchtigkeit und Fahrlässigkeit der Abfassung, die sich nur wenige Leser um des Inhalts willen gefallen lassen. Beinahe kein Satz ist ausgeführt ... Die altertümliche Sprache wurde verbannt, darum aber wollte ich nicht den altertümlichen Charakter abstreifen, und einzelne Seiten der Urschrift sind Wort für Wort wiedergegeben. Im ganzen jedoch wurde zusammengezogen und verkürzt, namentlich viele Briefe, die als Belege beigefügt sind, teils übergangen, teils dem Inhalte nach mitgeteilt."[2]

Hagens Büchlein enthält keine Novellen in dem uns geläufigen Sinne. In einer Reihe von fortlaufenden Kapiteln schildert uns der Verfasser in novellistischer Form das Nürnberg der Dürerzeit; wir lernen neben dem großen Maler Albrecht Dürer den Erzgießer Peter Vischer, die Bildhauer Adam Krafft und Veit Stoß, den berühmten Humanisten Willibald Pirkheimer und die Nürnberger Meistersinger in ihrem Leben und Walten kennen und werden in die schönen alten Kirchen der Pegnitzstadt geführt. Die Schilderung ist lebhaft und anschaulich, das zeitliche Kolorit gut getroffen. Das Büchlein enthält ein Stück deutscher Kunstgeschichte und mag in gewissem Sinne als ein Seitenstück zu Gobineaus „Renaissance" betrachtet werden.[3]

---

[1] Aug. Hagen: Norika, das sind Nürnbergische Novellen aus alter Zeit. Mit einer Einleitung neu herausgegeben von Paul Sonnekalb (Leipzig, Reclam), S. 8.

[2] A. a. O., S. 9—10.

[3] Eine mit Reproduktionen nach Dürerschen Holzschnitten, Kupferstichen

Ähnlich wie Hagen will auch Wilhelm Meinhold seine „Bernsteinhexe“ als Chronikenfund ausgeben. Schon im Jahre 1826 hatte Meinhold versucht, die Erzählung in kürzerer hochdeutscher Fassung unter der Überschrift „Die Pfarrerstochter von Coserow“ im „Wiener Modenjournal“ herauszugeben. Doch hatte die Wiener Zensur der ehrenden Worte wegen, mit denen Gustav Adolf erwähnt wird, die Veröffentlichung untersagt. Erst in der Julinummer 1844 brachte die „Leipziger Novellenzeitung“ die Erzählung. Schon 1841 und 1842 waren Proben mit einer empfehlenden Einleitung in der „Christoterpe“ erschienen;[1] sie erweckten das Interesse Friedrich Wilhelms IV. Der König ersuchte Meinhold um Übersendung des Manuskripts und bat um Aufschluß über die Quellen. Durch seine Vermittlung erschien die ganze Novelle Mitte des Jahres 1843 im Verlage von Duncker und Humblot in Berlin. Der vollständige Titel lautete: „Maria Schweidler, die Bernsteinhexe. Der interessanteste aller bisher bekannten Hexenprozesse nach einer defekten Handschrift ihres Vaters Abraham Schweidler in Coserow auf Usedom, herausgegeben von W. Meinhold“.[2] Das Werkchen fand beim Publikum großen Beifall. In der Vorrede erzählt der Verfasser, daß er die Handschrift in der Kirche von Coserow gefunden habe. „Das in Schweinsleder gebundene Manuskript war nicht bloß vorn und hinten defekt, sondern leider waren auch aus der Mitte hin und wieder einige Blätter gerissen.“[3] Auch hier soll die Handschrift vergilbt, an einigen Stellen verderbt und schwer leserlich gewesen sein. Die in der Mitte fehlenden Blätter will Meinhold aus dem Zusammenhang des Ganzen heraus ergänzt und die Erzählung im Ton und in der Sprache des alten Biographen fortgeführt haben. Die Täuschung gelang eine Zeitlang. Auf dem düsteren Hintergrunde der Zeit des Dreißigjährigen Krieges entrollt der Verfasser ein nicht minder düsteres Kulturbild vor dem Leser. In stark archaisierender Sprache wird die Geschichte einer Predigertochter erzählt, die als Hexe angeklagt und auf dem Scheiterhaufen durch ein wunderbares Ereignis befreit wird. Zeit der Handlung ist der Anfang des 17. Jahrhunderts; Verfasser der Handschrift soll der Vater der Bernsteinhexe, Abraham Schweidler, gewesen sein.[4] Bei dem großen Aufsehen, das die „Bernsteinhexe“ damals in Deutschland erregte, ist es wohl sicher, daß auch Storm das Büchlein kannte. Darauf scheinen auch einzelne Bemer-

---

und Gemälden geschmückte Ausgabe von Hagens „Norika“ erschien 1913 im Verlag Adrian van den Broecke, Leipzig.

[1] Christl. Taschenbuch, hg. von Alb. Knapp.

[2] Ausgabe der „Bernsteinhexe“ mit einer Studie über Meinhold von Robert Habs in Reclams Universal-Bibliothek, S. 14 ff. Vgl. H. Kleene: Wilh. Meinholds Bernsteinhexe und ihre dramatischen Bearbeitungen (Krefeld 1912; Diss.), S. 15—16.

[3] Vorrede Meinholds, a. a. O., S. 39—40.

[4] Zu Meinholds „Bernsteinhexe“ vgl. Goedeke: Grundriß der deutschen Dichtung, 1. Aufl., 3. Bd., S. 1186 ff.

kungen im Rahmenwerk seiner chronikalischen Manuskriptnovellen hinzuweisen.[1]

Dichterisch ungleich höher als Meinholds Hexengeschichte steht Adalbert Stifters „Mappe meines Urgroßvaters“.[2] Im einführenden Rahmenteil erzählt der Dichter von einem jungen Manne, den seine Studien und sein Beruf jahrelang dem Elternhause fernhielten, und der nach der Hochzeit mit seinem jungen Weibe einige Wochen in der Heimat zubringt. An einem Regentage kramt er auf dem Speicher in altem Hausrat und findet dort eine Truhe mit vergilbten Papieren, unter denen sich ein von der Hand seines Urgroßvaters geschriebenes Buch befindet. Diese Aufzeichnungen legt der Urenkel in der „Mappe“ vor. Die erdichtete Handschrift soll aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts stammen. Charaktere und Landschaft sind in Stifterscher Art behandelt. Das Stimmungsmoment tritt in den Vordergrund; die Sprache ist nur leise archaisierend; das kulturhistorische Moment tritt wenig hervor. Dagegen findet sich die bei Storm ebenfalls auftretende Liebhaberei für alten Urväterhausrat und Pietät für die Vorfahren.

Gottfried Keller hat seine in freiem Chronikstil geschriebenen Erzählungen „Hadlaub“ (13. Jahrhundert), „Der Narr auf Manegg“ (14. Jahrhundert) und „Der Landvogt von Greifensee“ (18. Jahrhundert) in den Zyklus der „Züricher Novellen“ eingereiht. Die Technik ist einfacher als bei Storm; das wird schon durch die Zugehörigkeit zu einem Zyklus bedingt. Die Rahmenerzählung spielt in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts. Der Gymnasiast Jacques sehnt sich danach, kein Dutzendmensch, sondern ein Original zu werden. Diesen Herzenswunsch vertraut er seinem Paten an, einem ruhigen, verständigen Manne, der ihm, um ihn von der Sucht nach dem Originellen zu heilen, zwei Geschichten erzählt, die die Entstehung der Manesseschen Liederhandschrift (Hadlaub) und die Schicksale der Familie Manesse schildern (Der Narr auf Manegg).[3] Die merkwürdigen Ereignisse hatten den alten Herrn in jüngeren Jahren gereizt, sich die Geschichten „etwas zusammenzudenken und auszumalen“, als ob er sie aufgeschrieben hätte.[4] Und so muten die Erzählungen den Leser denn auch an wie niedergeschriebene Geschichten. „Der Landvogt von Greifensee“ soll von dem alten Herrn wirklich niedergeschrieben sein als ergänzende Erzählung zu der Biographie Salomon Landolts. Herr Jacques soll eine saubere Abschrift des Schriftstückes anfertigen. Die Novelle versetzt in die Zeit um die Wende des 18. Jahrhunderts und schildert das Fest, zu dem Salomon Landolt seine ehemaligen Geliebten eingeladen

---

[1] Storm kannte auch Meinholds übrige Schriften; er hat zwei Gedichte von M. in sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius“ aufgenommen. Vgl. W. IX, S. 209.

[2] Stifter: Studien, 2. Bd. (Prag 1908). Vgl. die Einleitung zur „Mappe“.

[3] Vgl. A. Köster: G. Keller. 7 Vorlesungen (Leipzig 1900), S. 118.

[4] G. Keller: Züricher Novellen. 6. Bd. der „Gesammelten Werke“ (Stuttgart und Berlin 1910). Vgl. S. 24.

hat. Die Sprache enthält nur wenige Archaismen.[1] Theodor Storm kannte und schätzte Kellers Züricher Novellen. Gerade die chronikalischen Erzählungen beider Dichter haben den unmittelbaren Anstoß zu dem Briefwechsel zwischen ihnen gegeben. „Als ich die schöne Geschichte von Johannes Hadlaub aus der Hand legte," schreibt Storm an den Schweizer Dichter, „war mir so warm und froh ums Herz, und der Johannes wurde mir zum Gottfried, und ich dachte: ihr wenigen, die ihr gleichzeitig auf der Erde wandelt, wenn auch ein warmer Händedruck nicht möglich ist, ein Gruß aus der Ferne sollte doch hin und wieder gehen. Und so nahm ich das beifolgende Büchlein (Aquis submersus) und schrieb diesen Gruß hinein."[2] In der Folge begegnen uns die Titel der beiderseitigen Novellen noch oft; die dichterischen Erzeugnisse der Freunde stehen natürlich im Mittelpunkt des Interesses in ihren Briefen.

Wilhelm Raabe war die Chronikform für seine größeren und kleineren Erzählungen besonders sympathisch. Schon sein erstes Buch, „Die Chronik der Sperlingsgasse", ist eine technisch lose Rahmen- und Ich-Erzählung. „Im reinen Chronikstil sind die meisten seiner historischen Erzählungen geschrieben, die lieblich-wehmütige Elegie von Else von der Tanne, dem Glück Domini Friedemann Leutenbachers armen Dieners am Worte Gottes zu Wallrode im Elend, im Chronikstil unseres Herrgotts Kanzlei."[3] Zeitlich ist Raabe da Storm vorausgegangen, wie umgekehrt Storm Raabes Vorgänger in der Stimmungs- und Erinnerungsnovelle war. Storm hat Raabes Dichtungen wohl gekannt; viele derselben wurden — wie auch manche Novellen Storms — in Westermanns Monatsheften zuerst veröffentlicht. Auch Raabe war ein Norddeutscher; aber einmal schon der Umstand, daß er dem Grenzgebiet Nord- und Mitteldeutschlands entstammte, dann ein mehrjähriger Aufenthalt in Stuttgart (1862—70) befähigten ihn, auch das Wesen der süddeutschen Landsleute zu verstehen. Und so sind denn auch die Personen in seinen Werken nicht norddeutsche Menschen im besonderen Sinne, wie die in Storms Novellen. Auch ist sein Schaffen nicht landschaftlich begrenzt; er ist nicht — wie Theodor Storm in seiner Novellistik — Heimatkünstler im engeren Sinne. Der Schauplatz seiner Erzählungen beschränkt sich nicht auf das heimatliche Weserland und die Stadt Magdeburg, er führt uns durch das ganze deutsche Land, den Süden und den Norden. Die schönste von Raabes Chroniknovellen, vielleicht die schönste seines ganzen Lebenswerkes, die leidvolle Erzählung von „Des Reiches Krone" zum Beispiel, versetzt uns in die freie Reichsstadt Nürnberg und läßt uns mit den Nürnbergern hinausziehen nach dem Schlosse Karlstein in Böhmen, wo des Reiches Krone

---

[1] Vgl. Bacchtold: G. Kellers Leben. Seine Briefe und Tagebücher. 3. Bd. (Berlin 1897), S. 245 ff.

[2] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 15 (Brief vom 27. März 1877).

[3] M. Speyer: W. Raabes dichterische Persönlichkeit (Hochland, Januar 1911), S. 425.

und die Insignien Kaiser Karls des Großen seit dem Jahre 1350 lagen. „Die Gänse zu Bützow" führen uns nach Mecklenburg. Auch zeitlich umfaßt Raabes Werk eine schier unübersehbare Spanne. „Die Hämelschen Kinder" führen zurück ins 13. Jahrhundert, „Des Reiches Krone" spielt im 15. Jahrhundert. Mit Vorliebe verlegt Raabe seine Erzählungen in das Jahrhundert der Reformation; gerade diese Zeit war ihm ja durch die Lektüre von Chroniken und Geschichtswerken vertraut. Außer den größeren geschichtlichen Romanen „Aus unseres Herrgotts Kanzlei" und „Der heilige Born" versetzen uns auch die chronikalischen Erzählungen „Der Student von Wittenberg", „Lorenz Scheibenhart" und „Der Junker von Denow" ins 16. Jahrhundert. Im Anfang des 17. Jahrhunderts wird die „Grabrede aus dem Jahre 1609" gehalten; „Else von der Tanne" spielt sich ab auf dem Hintergrunde des Dreißigjährigen Krieges. Mit dem Jahre 1697 beginnen die Erinnerungen „Aus dem Lebensbuche des Schulmeisterleins Michel Haas". Die Gänserevolution zu Bützow endlich soll sich im Jahre 1794 zugetragen haben.[1] — In den chronikalischen Erzählungen Raabes treten mehr wie bei Storm die großen weltgeschichtlichen Ereignisse in den Vordergrund. Doch nehmen die historischen Szenen nie eine zentrale Stellung ein; sie dienen vielmehr lediglich als Zeithintergrund für das Geschick der auftretenden Personen. Das allgemein Menschliche darzustellen ist auch Raabe das Hauptziel. Das lokale und zeitliche Kolorit ist gut getroffen. Um die richtige „Zeitfarbe" zu erreichen, bedient auch Raabe sich einer archaistisch gefärbten Sprache.

Auch Theodor Fontane, den Storm aus seiner Potsdamer Zeit her persönlich kannte, hat noch in späteren Jahren zwei chronikalische Novellen geschrieben: „Grete Minde" (1880) und „Ellernklipp" (1881). Die erstere, „nach einer altmärkischen Chronik" erzählt, nimmt ihren Stoff aus der Tangermünder Geschichte des 16. Jahrhunderts, die zweite ist „nach einem Harzer Kirchenbuch" niedergeschrieben und entrollt das Bild einer düsteren Familientragödie vor unseren Augen. Die Komposition ist sehr einfach. Der Dichter gibt die Quelle vorher an und behandelt dann in freiem Chronikstil die Geschehnisse. Die Sprache ist nur mit wenigen Archaismen durchsetzt.

C. Ferd. Meyer hat nur eine Novelle, die ich zur Gattung der chronikalischen Erzählungen rechnen möchte: „Das Amulett". In zwei knappen Sätzen, die der Novelle vorausgehen, bemerkt der Dichter-Herausgeber: „Alte vergilbte Blätter liegen vor mir mit Aufzeichnungen aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Ich übersetze sie in die Sprache unserer Zeit."[2] Ein kleines Erlebnis hat in dem Manuskriptschreiber Erinnerungen aus früheren Zeiten wiederaufleben lassen; diese zeichnet er auf, und der Dichter legt sie in der Novelle vor.

Überblicken wir noch einmal die Reihe der chronikalischen Novellen,

[1] Vgl. H. Spiero: Das Werk Wilhelm Raabes (Leipzig 1913), S. 153.
[2] C. F. Meyer: Novellen, 1. Bd. (Leipzig 1911).

so lassen sich unschwer drei Gruppen scheiden. Zur ersten gehören die Erzählungen, die von ihren Autoren direkt als Chronikfunde ausgegeben werden, also hier Hagens „Norika“ und Meinholds „Bernsteinhexe“. Sie haben später keine Nachahmung und keine Weiterentwicklung gefunden. — Eine zweite Gruppe von chronikalischen Erzählungen enthält angeblich alte, vergilbte, in der verschnörkelten Schrift vergangener Zeiten geschriebene Manuskripte. Der Dichter tritt als Herausgeber dieser Handschriften auf. Die Erdichtung verlangt neben dem einfach-schlichten Ton auch die verjährte Sprachweise der alten Zeit. Dieser Technik bedienen sich schon Brentano in der „Chronika“ und später Stifter in der „Mappe“. Sie wird dann zu einer Lieblingsform in der novellistischen Kunst Raabes und Storms. Besonders der letztere kommt immer wieder auf die Manuskripttechnik zurück. Viele seiner Erinnerungsnovellen bedienen sich ihrer; auch zwei der Chroniknovellen, „Aquis submersus“ und „Renate“, sind Manuskripterzählungen.

Endlich kann die chronikalische Novelle auch in einfach referierender Ausdrucksform auftreten. Der Dichter erzählt im Ton und Stil eines Chronisten die Ereignisse, oder aber er tritt, wie Storm in der „Chronik von Grieshuus“, selbst als Chronist auf und gibt in der Sprache seiner eigenen Zeit, die jedoch durch das Studium der alten Chronisten altertümlich gefärbt ist, den Bericht der novellistischen Begebenheiten. Auch diese Form wird häufig angewandt; sie gestattet dem Dichter größere Freiheit in Darstellung und Sprache. Storms Chroniknovellen „Eekenhof“ und „Ein Fest auf Haderslevhuus“ treten in dieser Form auf; die „Chronik von Grieshuus“ hat die charakteristischen Merkmale dieser und der vorhergehenden Gattung. Allen besprochenen Erzählungen gemeinsam ist der schlichte, einfache Ton des chronikartigen Berichts. In die fortlaufende epische Darstellung werden oft Betrachtungen des Dichters, Volkslieder oder volksliedartige Strophen, Briefe, wörtliche Chronikstellen eingeschoben. Freilich geschieht das nicht naiv und unbefangen, wie bei den früheren Chronikschreibern, alles Derartige ist in der Chroniknovelle bewußt gewollt und dient der künstlerischen Komposition. — Storms chronikalische Erzählungen nehmen in der Reihe der Chroniknovellen eine Sonderstellung ein. Sie spielen sämtlich in des Dichters Heimat; ihre Personen sind norddeutsche Menschen mit norddeutschen Charakteren. So sind auch sie Produkte der ganz eigenartigen Heimatkunst unseres Dichters und reihen sich würdig ein in sein poetisches Lebenswerk. Sie machen die Heimatkunst auch der Chroniknovelle dienstbar.

Schon in Brentanos Fragment trat, wie hervorgehoben, das Stimmungsmoment in den Vordergrund. Bei Hagen und Meinhold tritt es nicht hervor; dagegen finden wir es wieder sehr betont in Stifters „Mappe“. Es wird dann in der Folge zu einem Merkmal der Erinnerungs- und auch der Chroniknovelle. Und gerade in dieser Hinsicht hat Storm manches Neue gebracht. Er ist ja ein Meister in

der Stimmungskunst; auch seine Chroniknovellen sind umwoben von dem geheimnisvollen Stimmungszauber, der uns in allen seinen Erzählungen entgegentritt, und der unser Herz immer wieder gefangennimmt.

Storms Chroniknovellen auf ihre Quellen und Technik zu untersuchen, soll die Aufgabe der folgenden Ausführungen sein. An der Hand von Briefen und Aufzeichnungen soll zunächst die Entstehung der chronikalischen Novellen Storms verfolgt werden. Sodann werden im zweiten Kapitel die wichtigsten Quellen des Dichters angeführt und kurz besprochen, darauf wird gezeigt, was in den einzelnen Novellen aus den Quellen genommen, und wie das Entlehnte dichterisch verwertet ist.

Ein drittes Kapitel wird die Technik von Storms Chroniknovellen untersuchen; zunächst wird die künstlerische Form der einzelnen Novellen betrachtet. Ein zweiter Abschnitt versucht, die dichterischen Motive darzulegen und die Art der Gestaltendarstellung zu schildern. In einem dritten Abschnitt wird sodann die Sprache Storms behandelt werden. Soviel als möglich soll im Laufe der Untersuchung auf Beziehungen zu den Chroniknovellen anderer Dichter sowie zu Storms eigenen Dichtungen hingewiesen werden.

I. Entstehungsgeschichte.

Theodor Storms chronikalische Novellen entstanden in der zweiten Hälfte seines dichterischen Schaffens. Sie spielen — wie die Mehrzahl seiner anderen Erzählungen — auf schleswig-holsteinischem Boden. „Aquis submersus", „Renate", „Eekenhof" und „Zur Chronik von Grieshuus" führen uns zurück in die Zeit des ausgehenden 17. und beginnenden 18. Jahrhunderts; „Ein Fest auf Haderslevhuus" schildert eine Begebenheit aus dem späteren Mittelalter (14. Jahrhundert). Alle sind in mehr oder weniger archaisierender Sprache geschrieben und bieten durch die lebenswahre Schilderung von Sitten und Gebräuchen vergangener Jahrhunderte fesselnde kulturhistorische Zeitbilder. — Die ersten Keime zu den Chroniknovellen mögen um Jahre zurückliegen. Schon in den Jugendwerken Storms zeigt sich die Vorliebe für vergangene Zeiten und ihre Menschen. Die Erziehung, die der Dichter genossen, die Familie, der er entstammte, und der Lebenskreis, in dem er sich — die Jahre der Verbannung ungerechnet — stets bewegt hat, mögen die Neigung, den Spuren längst dahingegangener Menschen und Geschlechter liebevoll verstehend zu folgen, in ihm gefördert haben. Sein Vater, Johann Kasimir Storm aus Westermühlen, war ein angesehener Advokat in Husum; die Mutter entstammte einer alteingesessenen Patrizierfamilie. „In behaglichen Verhältnissen, unter lauter liebenswürdigen Eindrücken wuchs der Knabe auf, beeinflußt namentlich — wie auch einst der Knabe Goethe — durch die großelterlichen Traditionen der mütterlichen Seite."[1] Mit Ehrfurcht betrachtete der Heranwachsende die Angebinde und den Urväterhausrat der alten Zeit. So wurde die Pietät kindlich-treuer Erinnerung zu einem Grundzug in seinem Wesen und auch in seiner Dichtung. Die liebevolle Erinnerung an das Vergangene spielt in seiner Novellistik eine große Rolle. Die Mehrzahl der Stormschen Erzählungen sind Erinnerungsnovellen, so schon die Erstlingskinder seiner poetischen Prosa, die in Biernatzkis Volksbüchern von 1847—50 veröffentlichten Skizzen „Marthe und ihre Uhr" und „Im Saal" und vor allem die Erzählung, die für Storms novellistisches Schaffen typisch geworden ist: „Immensee". Die Skizze „Im Saal" führt uns schon zurück ins 18. Jahrhundert und ist in gewissem Sinne als Vorläuferin der späteren chronikalischen Novellen aufzufassen. Wir haben hier noch keine eigentliche Novelle, sondern ein intimes bürgerliches Situations- und Stimmungsbild. Die Großmutter erzählt den zur Taufe ihrer Urenkelin versammelten Kindern und Kindeskindern von vergangenen

---

[1] J. Wedde: Theodor Storm, S. 7.

Zeiten, von ihrer sonnigen Jugend und ihrem Eheglück, aber auch von dem Leid und den Sorgen, die das Leben ihr gebracht. Eine behagliche Daseinsfreude, eine ausgesprochene Vorliebe für das Kleine und Idyllische gibt sich kund.

Eine ähnliche Stimmungs- und Erinnerungsskizze ist das reizende Rokokoidyll „Im Sonnenschein“ aus dem Jahre 1854. Wir wissen aus einem Briefe Storms an Gottfried Keller vom 27. Februar 1878, daß die Geschichte der Wirklichkeit entnommen ist; die Heldin, die niedliche Fränzchen, ist identisch mit einer Großtante des Dichters, die Fritzchen hieß. In der Wohnstube von Storms Elternhaus hing neben dem Großvater und zwei mütterlichen Urgroßeltern auch „Tante Fritzchen“, in silbervergoldeter Medaillonfassung, ganz wie die Skizze es schildert. „Vor reichlich dreißig Jahren“, so erzählt der Dichter dem Schweizer Freunde, „befand ich mich in derselben Stube am Nachmittags-Teetisch meiner Mutter, als ein Maurer das kleine Medaillon mit dem dunklen Haar darin brachte, das sie bei der Reparatur der Familiengruft gefunden; und ich weiß noch, wie es mich traf, als ein Blick auf das Bild mich daran erinnerte, daß sie dort ein solches Medaillon auf ihrer Brust trug. Dann erzählte meine Mutter mir von ihrer Liebe und von ihrem frühen Tod.“[1] Tante Fränzchen in der Skizze ist die Tochter eines wohlhabenden Kaufmanns; sie liebt einen jungen Offizier. Das Glück der Liebenden aber zerbricht an dem harten Willen des Vaters. Die Erzählung spielt in einer Zeit, in der die Eltern noch das ganze Lebensglück der Kinder in ihren Händen hielten. Der Vater Fränzchens ist in seinen Anschauungen bedingt durch seinen Stand und seine Zeit.

In dieselbe Zeit — die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts — versetzen uns auch die Skizzen, die unter dem Titel „Von heut und ehedem“ eins der „Zerstreuten Kapitel“ (1873 entstanden) bilden. Auch hier haben wir wieder Familientraditionen in novellistischer Form.

In dem „im vornehmen Gewand der Sage“[2] auftretenden Märchen „Der Spiegel des Cyprianus“ (1864/65) erscheint zum ersten Male etwas altertümlich Verjährtes in Stil und Sprache. Den — allerdings nur leicht angedeuteten — Hintergrund bildet die Zeit des Dreißigjährigen Krieges; als Quelle benutzt der Dichter die Volksballade von der Gräfin von Orlamünde, die ihm wahrscheinlich in der Fassung des Wunderhorns bekannt war.[3]

Etwa zehn Jahre später (1877) erschien als erste der eigentlichen Chroniknovellen „Aquis submersus“, die in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts zurückversetzt und in ihrem kulturhistorischen Hinter-

---

[1] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 25; vgl. auch W. IX, S. 138.

[2] W. II, S. 13.

[3] Storm hat die Ballade „Die Herzogin von Orlamünde“ unter der Rubrik „Volkslieder aus dem Wunderhorn und späteren Sammlungen“ in sein „Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Eine kritische Anthologie. Hamburg 1870“ aufgenommen. Vgl. W. IX, S. 213.

grund eingehende Vorstudien des Dichters erkennen läßt. — Schon in der Heiligenstädter Zeit hatte sich Storm mit der Kulturgeschichte, besonders der des 18. Jahrhunderts, beschäftigt. Am 8. Juli 1857 schreibt er an den ihm befreundeten feinsinnigen Redakteur des „Deutschen Kunstblattes“, Friedrich Eggers, in Berlin: „Aber ich greife mit beiden Händen zu, wenn man mir die Mittel an die Hand gibt, Geschichte und Kostüm des 18. Jahrhunderts zu studieren. Ich habe mir schon oft dasselbe überlegt. Aber nun raten Sie mir ein Weiteres! — Nach welcher Methode? und wo liegt das Material, resp. mit welchem ist zu beginnen? Sprechweise, geselliges Wesen in den verschiedenen Ständen, Denkweise, Kostüm und Geräte. Wo ist da zu beginnen? Bei den philosophischen Schriften oder bei den Gartenkalendern? Bei der politischen oder der Kulturgeschichte? Und in welcher Weise ist das ungeheure Material zu ordnen und zum Gebrauche aufzuspeichern? Denn ich bin nicht allerdings frisch genug, um das ohne weiteres klar im Kopfe zu behalten. Aus der Literatur ist mir natürlich manches bekannt. Biographien und Memoiren, z. B. Anton Reiser von Moritz, die Selbstbiographie von Brandes, die Hippelschen Sachen usw. würden dabei von großer Bedeutung sein. Aber wie ist das ungeheure Material zu ordnen, oder vielmehr von welchem Punkte aus?“[1] Eggers rät im Antwortbriefe zur Lektüre von Friedrich Schlossers „Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts“. Storm hat sich das Buch dann auch verschafft und jeden Tag darin gelesen. „Freilich ist diese Basis“, so schreibt er in einem späteren Briefe dem Freunde, „etwas weitläuftig, und außerdem ist vielleicht Schlosser nicht ganz der Mann für meinen Zweck; aber Ranke hat ja leider keine Geschichte des 18. Jahrhunderts geschrieben. Übrigens ist es ein verzweifelt langer Weg von Schlosser bis zu den Liebesbriefen meines Großvaters, deren ich in der Tat einige besitze und bei denen ich doch schließlich anlangen muß.“[2] Auch in einem Briefe an seine Eltern (vom 24. Januar 1858) spricht Storm einmal von diesen kulturhistorischen Studien; er berichtet in dem betreffenden Briefe von seiner Fortbildung und erwähnt, daß er mit Hilfe einer genauen Zeiteinteilung ein eingehendes Studium der Kulturgeschichte beginnen wolle. Dann fährt er fort: „Es wird dies meinem poetischen Schöpfungstrieb Stoff und Anreiz geben und mich auch sonst fördern. Ich habe mit der Lektüre von Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts begonnen. Er ist freilich nicht ganz mein Mann; denn bei seiner aufgeregten, polternden Weise ist er nicht im Stande, die Tatsachen richtig zu erzählen, man erhält meistens nur statt dieses Schlossers Meinung über dieselben, er ist ohne allen Sinn für das Gegenständliche! Das fühlt man recht, wenn man eben zuvor Macaulay gelesen hat.“[3] — Nach der Rückkehr in die Heimat (1864) scheint sich der Dichter dann in die chronikartigen Werke einzelner alter

[1] Storms Briefe an Fr. Eggers, S. 55.
[2] Storms Briefe an Eggers, S. 61.
[3] Storms Briefe in die Heimat, S. 103.

Autoren seiner Vaterstadt vertieft zu haben. Als Frucht dieser Studien veröffentlichte er 1872 im Februarheft von Westermanns Illustrierten Deutschen Monatsheften „Kulturhistorische Skizzen“ als ein Teil der „Zerstreuten Kapitel“. Die kleine Studie war, nach der Unterschrift einer Originalhandschrift, im wesentlichen im Oktober 1871 vollendet;[1] sie enthält in den Ausführungen des Dichters eine Reihe von Exzerpten aus den alten Chronisten. Wiederabgedruckt ist die Arbeit im Nachtragsband zu Storms Werken, den Fritz Böhme mit Erlaubnis der Erben des Dichters herausgab.[2] Für die Chroniknovellen Storms ist gerade dieser Aufsatz von großer Bedeutung; er zeigt uns, welche Chroniken Storm damals las und studierte, und was ihn in den alten Büchern am meisten fesselte.

Im Winter 1875/76 entstand die erste Chroniknovelle, „Aquis submersus“. In den Briefen an Emil Kuh und Gottfried Keller erwähnte Storm diese Novelle erst, als sie schon im Druck vorlag. Wann der Dichter die Arbeit begann, läßt sich nicht feststellen; wahrscheinlich ist ein Erlebnis aus der Heiligenstädter Zeit als erster Keim der Erzählung anzusehen. Am 3. September 1858 berichtet der Dichter den Eltern, daß sein Töchterchen nur mit knapper Not vom Tode des Ertrinkens gerettet wurde, und daß seine Gattin sich nachher Vorwürfe gemacht, weil sie die Kinder allein habe ausgehen lassen.[3] Paul Schütze in seinem feinsinnigen Buche über Theodor Storm und des Dichters Tochter Gertrud im Lebensbilde ihres Vaters geben als „Perpendikelanstoß“ den Eindruck eines großen, aus vier Abteilungen bestehenden Bildes in der alten Dorfkirche zu Drelsdorf in Schleswig an. Dasselbe tut Storm im einleitenden Rahmen der Novelle; die erste Anregung wird da sogar zurückverlegt in die Jugend des Dichters. Vielleicht haben beide Eindrücke, der des Bildes, das einen toten Knaben darstellte, und der jenes vorher erwähnten Erlebnisses in Heiligenstadt bei Entstehung der Novelle anregend gewirkt. Veröffentlicht wurde die Erzählung als Einzelbändchen im Jahre 1877 (Berlin, Paetel).[4]

Die erste Spur der „Renate“ findet sich in einem Briefe des Dichters vom 5. November 1877 an Hermione von Preuschen: „Mich anlangend,“ heißt es da, „so treibe ich allerlei Querleserei in Chroniken von Husum und Umgegend; es will etwas in mir Gestalt gewinnen, das sich notwendig hier herum, so Anno 1700—1717 zugetragen haben muß.“[5] Storm beabsichtigte anfangs, der Novelle den Titel „Aus Anno Sieben-

[1] Vgl. W. IX, S. 234.

[2] Th. Storm: Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken. IX. Bd. der sämtlichen Werke. Braunschweig und Berlin 1913.

[3] Th. Storms Briefe in die Heimat, S. 116. Hedwig Becher macht auf diesen Zusammenhang zuerst aufmerksam in einer ungedruckten kleinen Arbeit über „Aquis submersus“, die mir freundlichst zur Verfügung gestellt wurde.

[4] 1. Auflage mit einem Titelbilde von Paul Meyerheim. Die erste Ausgabe zeigt der Fassung in den gesammelten Schriften gegenüber keine Veränderung.

[5] Deutsche Revue 1899, Bd. III, S. 199.

zehnhundert“ zu geben.[1] Diese Absicht hat er aufgegeben und der Erzählung bei der Veröffentlichung den Namen der Heldin als Überschrift vorgesetzt. Die ersten Keime mögen auch hier wieder um Jahre zurückliegen. Die wichtigste Quelle der eigenartig fesselnden Geschichte boten dem Dichter die „Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit“, die Pastor Dr. Jensen, ein entfernter Verwandter von Frau Constanze, in Biernatzkis Volksbüchern 1850 und 1851 veröffentlicht hatte.[2] Storm las die „Bilder“ jedenfalls schon damals; er war seit 1846 Mitarbeiter dieser Volksbücher. Der Herausgeber, Karl B. Biernatzki, hatte unseren Dichter um Prosabeiträge gebeten, und so erschienen in diesen schlichten Büchern Storms erste Erzählungen. Das Volksbuch 1846 brachte die „Geschichten aus der Tonne“;[3] das von 1848 „Marthe und ihre Uhr“ und das von 1849 „Im Saal“. 1850 erschienen ebenda „Der kleine Häwelmann“, „Immensee“ in der ersten Fassung und „Stein und Rose“ (der spätere „Hinzelmeier“). Derselbe Jahrgang brachte den ersten Teil der Jensenschen „Bilder“, die dem Dichter die Grundzüge der „Renate“ boten. So mag Storm den Stoff jahrelang mit sich herumgetragen haben, bis endlich der Winter 1877/78 ihn zu dichterischer Gestaltung drängte. Am 27. Februar 1878 kündigte er dem Dichterfreunde in der Schweiz das Erscheinen der Novelle an. Das Aprilheft von Julius Rodenbergs „Deutscher Rundschau“ brachte die erste Veröffentlichung der „Renate“.[4] Im selben Jahre (Weihnachten 1878) erschien auch die Buchausgabe im Verlag Gebrüder Paetel, Berlin. Die Erzählung erscheint hier stark durchgearbeitet; die nachbessernde Hand des Dichters hat inhaltlich und formell kleine Änderungen vorgenommen.

Am 20. Oktober 1879 schreibt Storm an Keller: „Im nächsten Heft der Rundschau werden Sie mein Neuestes, ‚Eekenhof‘, lesen, das in Betreff der Oekonomie des Ganzen wie der Ausführung ein ziemlich heikel Ding gewesen ist.“[5] Entstanden war die Novelle im Sommer dieses Jahres. Die Anregung dazu gab dem Dichter nach den Mitteilungen seiner Tochter Gertrud Chamissos Terzinengedicht „Der Geist der Mutter“.[6] Verwandte Motive zeigt übrigens schon die in Potsdam entstandene Ballade „Geschwisterblut“.[7] Die Buchausgabe

---

[1] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 26 (Brief vom 27. Februar 1878).

[2] Volksbuch 1850: S. 10—21. Volksbuch 1851: S. 55—66. — Auch abgedruckt in Biernatzki: Szenen und Geschichten aus Schleswig-Holstein (Altona 1850, 2 Bde.).

[3] Die im Volksbuch 1846 veröffentlichten Geschichten „Aus der Tonne“ sind nicht identisch mit den unter dem gleichen Titel in den „Gesammelten Werken“ erschienenen Märchen. Storm legt auch die im Volksbuch mitgeteilten Geschichten einem Jugendfreunde Klaas Räuber (in W. II, S. 213 ff. Hans Räuber) in den Mund; sie sind betitelt: „Das Märchen von den drei Spinnfrauen“, „Se dohn sick wat to gude“ und „Dree to Bedd“.

[4] Deutsche Rundschau 1878, Aprilheft, S. 1—42.

[5] Deutsche Rundschau 1879, Oktoberheft, S. 1—28.

[6] Gertrud Storm, II. Bd., S. 183.

[7] W. VIII, S. 207.

von „Eekenhof“ — die Novelle erschien mit „Im Brauerhause“ in einem Bändchen — datiert aus dem Jahre 1880.[1] Die Novelle ist hier gegenüber dem ersten Druck in der Rundschau gründlich durchgearbeitet. Insbesondere wird ein in der ersten Fassung mitgeteilter Epilog gestrichen, der über das fernere Schicksal der Halbgeschwister Detlev und Heilwig Aufschluß geben sollte. Es wird darin erzählt, daß Detlev sich als allgemein geachteter Kaufmann in Bergen in Norwegen niederließ; seine Stiefschwester Heilwig lebte bei ihm; von den Geschwistern ging das Gerücht, sie seien Abkömmlinge eines alten norddeutschen Adelsgeschlechtes. „Manch schönes Mädchenauge soll nach dem blonden Kaufherrn ausgesehen, mancher hochangesehene Stadtherr um die Hand der dunkelhaarigen Schwester geworben haben; aber sie haben beide das Glück der Ehe nicht so hoch geschätzt, um dafür Eines von dem Andern abzulassen.“[2] In der Buchausgabe fällt der Epilog — sehr zum Vorteil des Ganzen — fort.

„Zur Chronik von Grieshuus“ wird zuerst vom Dichter erwähnt in einem Briefe an G. Keller vom 13. September 1883: „Als Vorfeier (seines 66. Geburtstages) schreibe ich heute diesen Brief an Sie und habe meine neue Arbeit ‚Grieshuus‘ oder ‚Zur Chronik von Grieshuus‘, die bis zu einem ersten Ruhepunkt geführt wurde, beiseit' gelegt.“[3] Dieser erste Teil der Novelle wurde, wie Gertrud Storm mitteilt, am 16. Februar 1884 „in Wien in dem größten Studentenverein von dem gefeierten Schauspieler Sonnenthal vorgelesen“.[4] Erich Schmidt hatte den Dichter um Übersendung des Manuskriptes für diesen Zweck gebeten. Am 14. Juni 1884 kann Storm dem Schweizer Freunde mitteilen, daß die Novelle vollendet ist. „Ich habe gestern“ — so schreibt er — „erst die — ich meine 4. Durch- — zum Teil Umarbeitung des Buch II von ‚Grieshuus‘ beendet, das mir nicht würdig dem Buch I gedeihen will. Jetzt aber sage ich mit Heyse: Transeat cum ceteris.“[5] Westermanns Monatshefte brachten die erste Veröffentlichung von „Grieshuus“.[6] Die Buchausgabe, die auch noch 1884 erschien, ist wieder „ein wenig durchgefeilt“.[7]

Die letzte der Chroniknovellen, „Ein Fest auf Haderslevhuus“, entstand im Sommer des Jahres 1885. Am 7. August schreibt Storm an Keller: „Zum dritten habe ich Anfang März eine Geschichte (Mitte des 14. Jahrhunderts) ‚Noch ein Lembeck‘ (ein altes Adelsgeschlecht bei uns) begonnen und unter Drangabe aller Vormittage, außer den vier-

[1] Berlin (Paetel). Auch das Büchlein „Drei neue Novellen von Theodor Storm“ (Berlin 1880) enthielt „Eekenhof“, außerdem „Im Brauerhause“ und „Zur Wald- und Wasserfreude“.
[2] Deutsche Rundschau, Oktober 1879, S. 28.
[3] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 178.
[4] Gertrud Storm, II. Bd., S. 218.
[5] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 198.
[6] Bd. 57 (1884/85), S. 1—24; 149—175.
[7] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 199.

zehn Tagen einer Reise Ende vorigen Monats vollendet."[1] Auch der Stoff zu „Haderslevhuus" wird unseren Dichter schon längere Zeit beschäftigt haben. Die Biernatzkischen Volksbücher brachten im Jahre 1847 einen Aufsatz über „Törning" oder „Dorning" von Dr. Markus,[2] in dem auch das, was die alten Chroniken über das Geschlecht der Lembeck berichten, mitgeteilt wird. Das Volksbuch 1848 brachte aus der Feder desselben Dr. Markus eine kurze Abhandlung über die alte Feste und das neue Schloß Haderslevhuus. Auch Karl Müllenhoffs Sammlung „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg"[3] enthielt Auszüge aus alten Chroniken über Klaus Lembeck, den Vater des Helden in Storms Novelle. Wahrscheinlich haben diese Berichte, die der Dichter wohl gleich nach ihrem Erscheinen gelesen hat, die Anregung zu der Novelle gegeben. Veröffentlicht wurde „Haderslevhuus" zum ersten Male in Westermanns Monatsheften 1885/86 unter dem Titel: „Noch ein Lembeck".[4] Die Buchausgabe, die wieder gründlich durchgearbeitet ist, erschien 1886 in erster, 1892 in zweiter Auflage. 1885 schon war „Haderslevhuus" mit „John Riew"[5] zusammen als Buch gedruckt worden. Die ausführliche geschichtliche Einleitung der ersten Fassung ist in der Buchausgabe wesentlich gekürzt. In der Quellenuntersuchung werde ich auf den Unterschied des einleitenden Rahmenwerkes in den beiden Fassungen noch zurückkommen.

Im Jahre 1886 gab der Dichter die fünf Chroniknovellen zusammen in einem Bändchen heraus. Das Buch, das den Titel „Vor Zeiten" trägt, erlebte bis 1911 vier Auflagen (Berlin, Paetel). 1897 gingen die „vorzeitlichen Novellen"[6] auch über in die „Gesammelten Werke" Theodor Storms.[7]

---

[1] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 211.
[2] Volksbuch 1847, S. 114—121.
[3] Erschienen Kiel 1845.
[4] Bd. 59, S. 80—117.
[5] Storm: John Riew. — Ein Fest auf Haderslevhuus. Berlin 1885.
[6] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 218 (Brief Storms vom 12. Januar 1887).
[7] Verlag G. Westermann, Braunschweig.

II. Quellenuntersuchung.

a) Die einzelnen Quellen.

Schon im vorhergehenden wurde kurz darauf hingewiesen, daß die „Kulturhistorischen Skizzen“ aus den „Zerstreuten Kapiteln“, die der Dichter 1872 in Westermanns Monatsheften veröffentlicht hatte, für die Forschung über Storm bedeutsam sind. Dem Kenner der chronikalischen Novellen Storms wird es schon bei der Lektüre der Studie auffallen, daß in der Sprache der zitierten Stellen und der Chroniknovellen eine nahe Verwandtschaft besteht. Auch stoffliche Beziehungen sind unverkennbar. Diese Beobachtung legte die Frage nahe, ob der Dichter nicht die in den Skizzen besprochenen Bücher als Quelle für die Erzählungen benutzt habe. Eine nähere Untersuchung bejahte diese Frage; Storm hat in den alten Husumer Autoren reiches Material für die Schilderung des kulturhistorischen Hintergrundes in den Novellen gefunden. „Drei solcher Tröster mit ihren langatmigen schwarz und weiß gedruckten Tituln“ hatte der Dichter bei Abfassung der Studie vor sich:

1) Johann Melchior Krafft: Ein Zweyfaches Zwei-Hundert-Jähriges Jubel-Gedächtnis ... Dem beygefüget ist I. eine Zwey-Hundert-Jährige Husumische Kirchen- und Schul-Historie; II. Eine ausführliche Lebensbeschreibung des ... Hn. M. Jacobi Fabricii.

2) Petrus Goldschmidt: Höllischer Morpheus wider die vorige und heutige Atheisten, Naturalisten, und namentlich wider den Schwarmgeist D. Beckern in der Bezauberten Welt.

3) J. Laß: Sammelung einiger Husumischen Nachrichten (von 1089 bis 1750 reichend).

Die Verfasser dieser drei Bücher sind Husumer. J. M. Krafft wurde 1709 Archidiakon, 1712 Hauptpastor und Inspektor in Husum; im Jahre 1736 erhielt er den Titel Konsistorialrat; er starb im Jahre 1751. Wichtiger als die Jubelschrift ist seine Husumer Kirchen- und Schulhistorie; in ihr beschreibt er das Leben und Wirken aller Prediger, Diakonen, Organisten und Küster, die seit Einführung der Reformation in Husum amtiert hatten. Storm hat gerade diesen Teil eifrig studiert und aus ihm Namen und Charakterzüge für mehrere Personen der „Renate“ entnommen.

Den Autor des zweiten der Bücher, Herrn Petrus Goldschmidt, läßt Storm sogar persönlich in der „Renate“ auftreten. Den „Höllischen Morpheus“ besaß der Dichter als Eigentum, und zwar in der Ausgabe des Jahres 1704.[1] Petrus Goldschmidt war ein geborener

[1] Zuerst erschien der „Morpheus“ 1698 bei G. Liebernickel, Hamburg.

Husumer, „ein Sohn des kunstreichen Goldschmiedes Matthias Petersen, welcher mit seinem ebenso geschickten Bruder die meisten Charten zu Danckwerths berühmter Landesbeschreibung in Kupfer gestochen hat".[1] Der „Höllische Morpheus" wird in Storms „Renate" wiederholt erwähnt; ganz im Geiste dieses Buches sind Rede und Gebaren des „hochgelahrten" Mannes. Die Begegnungen mit dem Teufel scheinen „zu den alltäglichen Vorkommnissen seines Lebens gehört zu haben; daher er sich denn auch wenig dadurch in seiner geistlichen Ruhe stören ließ".[2] In seinem „Morpheus" verteidigt er den Glauben an Teufelserscheinungen, Gespenster und Hexen. In einer schwulstigen, von Latinismen durchsetzten Sprache bringt er seine Ansichten vor: „In unserm Europa" — so ruft er in der Vorrede aus — „floriret, GOtt Lob! das Christenthum; ach leider! nicht minder die Atheisterey. Die übrige Länder und Reiche zu verschweigen, so kann Holland dieser Ottergezüchte fast jährlich neue Gebuhrten geben. Doctor Balthasar Becker in seiner bezauberten Welt und mit ihm Zacharias Webber in seiner unverschämten Vertheidigung der Beckerischen Narrheit beweisen es mit ihren Exempeln; indem sie die Gewalt und Macht des Teuffels verkleinern, dessen grausame Blicke verlachen und zur Sicherheit und Gottlosigkeit also alle Pässe öffnen."[3] Der Holländer Balthasar Becker hatte in seiner „Bezauberten Welt" (de betoverte Wereld) seine Ansicht dahin ausgesprochen, „daß es Grausamkeit und Narrheit sei, bösartige oder unglückliche, von der Natur vernachlässigte, von Alter und Armut gedrückte weibliche Geschöpfe oder auch Personen, die dem unwissenden Haufen übernatürliche Dinge zu verrichten schienen, als Verbündete des Teufels zu verfolgen, zu quälen, grausam hinzurichten".[4] Beckers Schrift, erschienen 1691 in Amsterdam, hatte Aufsehen erregt und war in mehrere Sprachen, auch ins Deutsche, übersetzt worden. Gegen sie richtete Goldschmidt den „Höllischen Morpheus". Im Jahre 1701 war des berühmten Halleschen Professors Christian Thomasius lateinische Abhandlung „über die Hexerei als Criminalverbrechen betrachtet (Theses de crimine magiae)" erschienen. Das Dasein des Teufels ganz zu leugnen, wie Becker es getan, wagte Thomasius nicht. Er wollte durch seine Ausführungen die Lächerlichkeit der Beschuldigungen darlegen, daß jemand mit dem Teufel im Bunde stehen könne. Herr Petrus Goldschmidt schrieb auch eine Gegenschrift zu Thomasius' Buche und gab dem Werkchen den „Titul": „Verworffener Hexen- und Zauber-Advokat".[5] Mit der Abfassung dieser Schrift ist Goldschmidt beschäftigt zu der Zeit, in die die Handlung der „Renate" fällt.

---

[1] W. IX, S. 104. Gemeint ist Danckwerths Newe Landesbeschreibung der zwey Hertzogtümer Schleswich und Holstein ... Anno 1652.

[2] W. IX, S. 108.

[3] So Goldschmidt in der Vorrede seines „Morpheus"; Storm hat die Stelle zitiert in den „Skizzen"; W. IX, S. 111.

[4] Schlosser: Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, Bd. I, S. 609.

[5] Hamburg 1705.

Des J. Laß Husumische Nachrichten verzeichnen in der Art der alten Chronisten Jahr für Jahr die Begebenheiten, die sich in Husum und seiner nächsten Umgebung zugetragen haben. Mit Vorliebe wird Seltsames und Außergewöhnliches aufgezeichnet. Dabei wird wenig Unterschied gemacht zwischen Nebensächlichem und Wichtigem, Wahrem und Wahrscheinlichem.

Der Dichter hat sich tief versenkt in den Inhalt und die Ausdrucksform dieser „Tröster", so tief, daß sein ganzes ferneres Schaffen durch dies Studium befruchtet wurde. Die reichhaltigste Fundgrube waren ihm Laß' Annalen; eine Anmerkung aus diesem Werke gab ihm das Hauptmotiv für die Novelle „Im Brauerhause";[1] die „Husumischen Nachrichten" sind auch als Quelle für Storms letzte — nicht vollendete — Erzählung „Armsünderglocke" heranzuziehen.[2] Auch für die chronikalischen Novellen hat Storm das Laßsche Buch benutzt; hier fand er die charakteristischen Mitteilungen, die interessante Streiflichter auf die behandelte Zeit werfen; hier hat er sich für die eigenartige, archaisierende Sprache dieser Novellen geschult; hier fand er Aufschluß über Sitten und Gebräuche, Lebensweise und Trachten, über Häuserbau und Einrichtung in vergangenen Zeiten. Auch eine Reihe historischer Fakta fand Storm bei Laß verzeichnet.

Für die lebenswahre und geschichtlich-treue Schilderung des Zeithintergrundes in den Chroniknovellen wird Storm ferner Friedrich Schlossers Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts benutzt haben; wir wissen ja aus seinen Briefen, daß er das Werk in früheren Jahren gründlich studiert hatte.[3] Direkte Anlehnungen an Schlossers Buch lassen sich nicht nachweisen.

Als beliebte Quelle für Storms Novellen kommen dann auch Karl Biernatzkis „Volksbücher für Schleswig, Holstein und Lauenburg" in Betracht. Ihr Herausgeber hatte sich die Pflege der Volkskunst, Sage und Geschichte seiner engeren Heimat zur besonderen Aufgabe gemacht. Storm war Mitarbeiter der Volksbücher und kannte daher ihren Inhalt sehr genau. Die im Volksbuch 1849 enthaltenen „Charakterbilder aus dem vorigen Jahrhundert (nach den Erzählungen einer siebzigjährigen Frau)" sind die Quelle für die schöne Novelle „In St. Jürgen"; die „Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit" von Pastor Dr. Jensen (Volksbuch 1850 und 1851) boten dem Dichter alle wesentlichen Motive für die „Renate". Auch die kulturhistorischen Aufsätze der Volksbücher mögen unserem Dichter manches Mal willkommene Beiträge gebracht haben. Storm besaß ein großes Interesse für das Volkstümliche und Kulturgeschichtliche; gewiß boten ihm da die Abhandlungen der Volksbücher manche Einzelheiten, die er auch dichterisch verwertet hat.

Bei der Vertrautheit unseres Dichters mit Volkssagen und -bräuchen

---

[1] Laß, S. 151, Anm. C.

[2] Vgl. W. IX, S. 235. — Gertrud Storm hat das Fragment veröffentlicht am Schluß des II. Bandes ihrer Storm-Biographie.

[3] Vgl. S. 12.

seiner Heimat ist es selbstverständlich, daß er auch aus diesem reichen Born für seine Novellen — und besonders wieder für die in vergangenen Jahrhunderten spielenden — geschöpft hat. Einiges der Art fand er in den „Husumischen Nachrichten“, das meiste aber wird ihm durch die noch zu besprechende Sammlung Karl Müllenhoffs und durch mündliche Erzählungen bekannt gewesen sein. Schon in früher Jugend waren ihm die volkstümlichen Überlieferungen seiner näheren Heimat vertraut geworden. Am nachhaltigsten haben ihn wohl die plattdeutschen Erzählungen Lena Wies' beeinflußt; in dem ihr gewidmeten Erinnerungsblatt in den „Zerstreuten Kapiteln“ nennt er sie die liebreiche Freundin seiner Jugend, „die wie Scheherezade einen unerschöpflichen Born der Erzählung in sich trug“.[1] Von ihr hat er zuerst die Sage von dem gespenstigen Schimmelreiter gehört, die ihn im Alter noch zu einer seiner schönsten Schöpfungen anregte. Seltsame Geschichten, in denen die Gestalten des heimischen Volksglaubens lebendig wurden, wußte auch Hans Räuber, der Sohn eines Schusters und Storms Spielgefährte, zu erzählen. In dem Vorwort zu den „Geschichten aus der Tonne“ hat der Dichter uns von dem redegewandten Jugendfreunde erzählt.[2] — In seiner Kieler Studentenzeit legte Storm mit Theodor Mommsen zusammen eine Sammlung schleswig-holsteinischer Sagen und Märchen an. 1844 wurden einzelne Stücke daraus mit einer kleinen Einleitung in Biernatzkis Volksbuch veröffentlicht. Später überließen die Freunde ihr gesamtes Material Karl Müllenhoff, der im Jahre 1845 die „Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg“ erstmals herausgab.[3] Nach den Angaben Müllenhoffs hat Theodor Storm 18 Sagen und 2 Märchen beigesteuert. Als Mitarbeiter kannte Storm die Müllenhoffsche Sammlung sehr gut; in vielen Fällen hat er für volks- und sagengeschichtliche Motive in den Novellen daraus geschöpft. Ein französischer Literarhistoriker, E. Pitrou, hat in der „Revue Germanique“ 1912 in einem Aufsatz nachzuweisen versucht, in welchen Fällen Müllenhoffs Buch als Quelle für Storms Novellen anzusprechen ist. Seine — wiewohl nicht erschöpfenden — Darlegungen sind in der vorliegenden Arbeit benutzt worden.[4]

Von Herbst 1835 bis Ostern 1837 besuchte Theodor Storm die Prima des Katharineums in Lübeck. Er lernte dort Ferdinand Röse kennen, der lübische Lokalsagen sammelte. Storm trat bald in näheren Verkehr mit Röse; sicherlich haben die Freunde auch in ihrer Vorliebe für das Volkstümliche sich gegenseitig beeinflußt. In seinem Büchlein „Aus Nord und Süd, aus alt und neuer Zeit“[5] teilt Röse eine Anzahl

[1] W. III, S. 138.
[2] W. II, S. 213 ff.
[3] Kiel (Schwerssche Buchhandlung).
[4] Pitrous Aufsatz hat den Titel: Une source des nouvelles de Theodor Storm: Le recueil des „Sagen, Maerchen und Lieder“ de Karl Muellenhoff.
[5] Stuttgart 1844.

lübischer Sagen mit. Storm kannte das Büchlein sicher. Der hier mitgeteilten Geschichte Antonius Vorrades entnahm er die Motive für eine Episode seiner „Renate“. — Vielleicht kannte Storm auch den Lübecker Stadtbibliothekar Deecke, den Freund Röses und Geibels, der ebenfalls ein eifriger Sammler von Lokalsagen war und sein reichhaltiges Material unter dem Titel „Lübische Geschichten und Sagen“ im Jahre 1852 der Öffentlichkeit übergab. Bei dem Interesse Storms für alles Volkstümliche ist es wahrscheinlich, daß er Deeckes Sammlung gekannt und auch durch sie Anregung für einzelne Motive empfangen hat. Direkte Anlehnung habe ich nicht nachweisen können.

Für die Novelle „Eekenhof“ gab dem Dichter das Hauptmotiv ein Gedicht von Adalbert von Chamisso; für die Schlußkatastrophe im „Fest auf Haderslevhuus“ ist die stoffliche Quelle eine Ballade von Heinrich Wenzel. Schon Paul Schütze hat in seiner Storm-Biographie auf das Wenzelsche Gedicht als Quelle für „Haderslevhuus“ hingewiesen.

In den folgenden Ausführungen wird der Begriff „Quelle“ in einem weiteren Sinne gebraucht; auch subjektive Einflüsse und Anregungen werden berücksichtigt. Gerade bei Storm spielt ja das subjektive Element — auch in den chronikalischen Erzählungen — eine wichtige Rolle. Eindrücke, die der Dichter durch eine Gegend, ein Bild oder ein Gebäude empfangen hat, spiegeln sich wider in seiner Novellistik; Jugenderinnerungen tauchen auf und drängen zu dichterischer Verwertung. So wird zum Beispiel bei „Aquis submersus" der Eindruck, den das alte Bild in der Dorfkirche zu Drelsdorf auf den Dichter machte, die Anregung zur Entstehung der Novelle. Das Bild gab dann auch die Hauptmotive für die schöne Erzählung. — Am häufigsten machen sich subjektive Einflüsse geltend im Rahmenwerk der Novellen. Bei den einzelnen Erzählungen wird darauf besonders hingewiesen werden.

b) Die Benutzung der Quellen in den Novellen.

1. Aquis submersus.

Theodor Storm hat für die Zeichnung des historischen und kulturhistorischen Hintergrundes in den Chroniknovellen eingehende Studien gemacht. Doch steht das geschichtliche Moment nie im Vordergrunde seiner Dichtungen; es tritt vielmehr vor dem allgemein Menschlichen ganz zurück. Was Storm den alten Chronisten entnimmt, dient lediglich der getreuen Zeichnung des zeitlichen Kolorits. Im Gegensatz zu W. Raabe, der es liebt, in seinen Erzählungen historisch bedeutsame Persönlichkeiten vorzuführen, zeichnet Storm meist frei erfundene Charaktere. Nur in der „Renate“ treten auch geschichtliche Personen auf, in denen Ideen und Zustände der alten Zeit verkörpert werden. Die wörtlichen Einschiebungen aus den Chroniken sind organisch verwoben in den Bericht der Handlung; sie werden deshalb nirgends als Fremdkörper empfunden. Für den unbefangenen Leser dürfte es un-

möglich sein zu unterscheiden, wo der Dichter und wo der Chronist redet. Mit feinem dichterischen Empfinden ist auch die Sprache in den Chroniknovellen der der alten Quellen angepaßt.

„Aquis submersus", zeitlich die erste der Chroniknovellen, erschien im Jahre 1877. Gertrud Storm erzählt in dem Lebensbilde ihres Vaters, daß ein großes, aus vier Abteilungen bestehendes Bild (aus dem 17. Jahrhundert) in der Pfarrkirche zu Drelsdorf in Schleswig den ersten Anstoß zu der erschütternden Erzählung gab. „Die Mittelbilder zeigen in lebensgroßen Kniestücken den Pastor Andreas Bonnen und seine Frau, während sich rechts und links davon die Bilder ihrer Kinder, eines Mädchens und eines Knaben, befinden. Ein geschnitzter Rahmen umgibt und verbindet die Bilder. Neben dem des Sohnes läuft im Schnitzwerk ein Band mit der Aufschrift: culpa servi aquis submersus.[1] Seitlich hing noch ein bei einem späteren Brande verschwundenes Gemälde, das denselben Knaben tot in liegender Stellung mit einer roten Nelke in der Hand darstellte. Der auf dem Bilde dargestellte Knabe sollte in der Trinkgrube der sogenannten Priesterkoppel ertrunken sein."[2] Das Bild hat auf Storm tiefen Eindruck gemacht; in der Phantasie des Dichters entwickelte sich aus den gegebenen spärlichen Motiven die ergreifende Geschichte von dem armen Maler Johannes und seiner Geliebten, dem Edelfräulein Katharina, eine Geschichte voll tiefer Seelenkenntnis und erschütternder Tragik. Aus der culpa (incuria) servi wird eine culpa patris; der Vater des ertrunkenen Knaben wird der Maler des Totenbildes. Ihm hat der Dichter die Erzählung gleichsam in die Feder diktiert. Meister Johannes liebt die einzige Tochter seines väterlichen Freundes und Wohltäters, des Herrn Gerhardus, und auch Katharina ist dem jungen Künstler in Treue zugetan. Ihr Bruder Wulf jedoch, von den Vorurteilen seines Standes eingenommen, verachtet den bürgerlichen Maler und will die Schwester seinem Freunde, dem Junker Kurt von der Risch, zum Weibe geben. Er beauftragt Johannes, das Bild Katharinas für das väterliche Schloß zu malen. Während der Stunden, in denen das Edelfräulein dem Maler sitzt, finden die Liebenden Gelegenheit, sich ohne Zeugen zu sprechen und ihre unwandelbare Zuneigung einander zu gestehen. Katharina hofft, durch Unterstützung einer Base im Damenstifte zu Preetz die Verbindung mit dem geliebten Manne ermöglichen zu können. Herr Johannes, der nach Vollendung des Bildes nach Hamburg reist, um dort einen passenden Rahmen zu kaufen, übergibt der Stiftsdame einen Brief Katharinas und empfängt aus ihren Händen die Antwortzeilen. Dann eilt er zurück nach Herrn Gerhardus' Herrenhause. Nicht weit von seinem Ziele kehrt er in einem Wirtshause ein und trifft da die Junker Wulf und Kurt bei Tanz und Spiel. Durch einen unglücklichen Zufall hat Junker Kurt

[1] Schütze, S. 220, gibt die Inschrift: incuria servi aquis submersus.
[2] Gertrud Storm, II. Bd., S. 175.

erfahren, daß Johannes im Stifte zu Preetz war; als Wulf das hört, schöpft er Verdacht; mit dem Freunde sucht er dem Maler die Briefe der alten Dame zu entreißen. Johannes verteidigt sich tapfer; es gelingt ihm, den Junker von der Risch zu Boden zu werfen und zu entfliehen. Aber Wulf hetzt seine großen Hunde auf den Fliehenden; in seiner Not flüchtet Herr Johannes in die Schlafkammer der Geliebten. Katharina hat das heisere Bellen der Hunde gehört, ihr Kammerfenster geöffnet und ihn zu sich hereingezogen. Die nun folgende Liebesszene ist durchglüht von Leidenschaft. Als am Morgen der Maler die Kammer Katharinas verläßt, da bleibt „ein blaß und weinend Weib" zurück. Johannes aber muß sich die bange Frage vorlegen: „Was weiter nun ...? Du hast ein teures Leben an dich rissen; nun wisse, daß dein Leben nichts gilt, als nur das ihre!"[1] Er will nach Holland zurückkehren, um sich dort eine Existenz zu schaffen und dann Katharina als sein Weib heimzuführen. In dieser Absicht bittet er den Junker Wulf um die Hand der Geliebten; der aber, in jäh aufflammendem Zorn, drückt eine Reiterpistole auf den Maler ab. Wochenlang schwebt der Schwerverletzte zwischen Tod und Leben. Als die jugendliche Kraft endlich die Oberhand gewinnt und Johannes langsam der Genesung entgegensieht, reist er nach Holland. Dort hat er guten Erfolg; seine Malerarbeit bringt ihm reichlich Lob und Geld ein, so daß er schon bald daran denken kann, ein eigenes Heim zu gründen. In der Arbeit aber hat er seiner Schwäche nicht geachtet; die schlecht geheilte Wunde wirft ihn noch einmal aufs Krankenlager. Nach Monaten erst ist er imstande, die Reise in Katharinas Heimat auszuführen, doch im Dorfe, zu dem Herrn Gerhardus' Hof gehört, wird ihm üble Kunde: Katharina soll zu heimlicher Nachtstunde einem fremden Manne angetraut worden sein. Das Gerücht bezeichnete Johannes als den Gatten. So bleibt dem armen Maler keine Hoffnung, die Geliebte je sein eigen nennen zu können. Nach Jahren erst sieht er sie plötzlich wieder als das Weib eines finsteren Predigers, dessen Bild er für die Kirche des Dorfes malen soll. Noch bevor er weiß, wer die Frau jenes Mannes ist, fühlt er sich eigenartig hingezogen zu ihrem und seinem Kinde, einem schönen, blassen Knaben, der den Namen Johannes trägt. Aus den Augen des Kindes schauen ihn die der Geliebten an. Das führt ihn auf ihre Spur. In Abwesenheit ihres Gatten sucht er eines Tages eine Unterredung mit ihr. Sie gesteht, daß sie den Prediger geheiratet, um dem Kinde einen ehrlichen Namen zu geben. Da ergreift den Maler noch einmal die Allgewalt der Liebe, stürmisch reißt er Katharina an sich, und in seligem Vergessen hält er sie in seinen Armen. Während dieser Liebesszene stürzt der Knabe in die Trinkgrube der Priesterkoppel. Herr Johannes aber malt auf den Wunsch des Predigers das Bild des toten Kindes, und in den Schatten des Gemäldes schreibt er die Worte:

[1] W. III, S. 249.

Culpa patris aquis submersus. Als ein gebrochener Mann kehrt er am Abend in die Stadt zurück. — Für die Katastrophe — das Ertrinken des Knaben — mag das früher erwähnte Erlebnis Storms in Heiligenstadt, als sein eigenes Kind in Gefahr zu ertrinken war, Anregung gegeben haben.[1] Die in den letzten Jahren um manche wertvolle Gabe bereicherte Storm-Literatur, besonders das Lebensbild des Dichters von seiner Tochter Gertrud und die verschiedenen Briefsammlungen, legen dar, daß das Erlebnis in starkem Maße der Nährboden für Storms Kunst war. Zwar hat die erwähnte Begebenheit viele Jahre vor der Entstehung der Novelle stattgefunden; daß derartige, oft Jahre zuvor empfangene Eindrücke ihre Spur in den Novellen hinterlassen haben, zeigt eine Stelle in einem Briefe an E. Kuh: „Im übrigen ist das Märchen (Spiegel des Cyprianus) aus einem etwa zwölf Jahre zuvor empfangenen Eindruck entstanden. Ich sah damals nämlich eins meiner Kinder sich in einer dunkelbraunen polierten Kommode spiegeln, was mir damals einen seltsamen Eindruck machte. Aus diesem Kern entwickelte sich viele Jahre später das Märchen."[2]

Im Rahmenwerk von „Aquis submersus" verlegt Storm den Perpendikelanstoß — so pflegt er scherzweise die erste Anregung zu einem Dichtwerke zu bezeichnen — in seine eigene Jugend. Mit einem Schulfreunde, dem Sohne eines Predigers aus dem Nachbarorte, sei er an Samstagnachmittagen oft nach dessen Heimatdorf hinausgewandert, um den Sonntag in der ländlichen Stille zuzubringen. In der Kirche dieses Ortes will er das Bild des toten Knaben gesehen haben. Storm hatte in der Tat einen Schulfreund, der der Sohn eines Predigers in einem Dorfe unweit Husum war; in einem Briefe an Kuh vom 13. August 1873 erzählt er, fast alle vierzehn Tage sei er in dem Predigerhause zu Besuch gewesen. Besonderen Eindruck habe ihm dann immer die Heide gemacht, die damals noch zwischen Husum und jenem Dorfe lag.[3]

Vielleicht ist auch in den Worten des Manuskriptschreibers W. III, S. 270: „... auch unseres einzigen lieben Schwesterleins gedachten wir, das im ersten Kindbette verstorben und nun seit lange schon mit Vater und Mutter einer fröhlichen Auferstehung entgegenharrete", eine Reminiszenz an ein Erlebnis Storms zu sehen. Im Jahre 1847 nämlich war seine eigene Schwester im ersten Wochenbett gestorben, tief betrauert von Eltern und Geschwistern.

Als Örtlichkeit für den zweiten Teil der Novelle haben wir uns Husum und ein in der Nähe liegendes Dorf — vielleicht Drelsdorf — zu denken. An der Ecke des Marktes und der Krämergasse lag das im Jahre 1898 abgebrochene Treppengiebelhaus, in dem Meister Johannes seine Lebenserinnerungen niedergeschrieben haben soll. Die Inschrift über der Türe:

---

[1] Vgl. S. 13.
[2] Storm-Kuh-Briefwechsel, S. 265.
[3] Storm-Kuh-Briefwechsel, S. 272. Vgl. W. III, S. 203 ff.

Gelick de Rock und Stof verswindt,
So sin ock alle Minschenkint — Anno 1581

ist an dem auf der Stelle des alten Hauses errichteten Neubau wieder angebracht worden.[1] Storm benutzt die Inschrift, die in der Novelle zweimal wiederkehrt, als Leitspruch für den zweiten Teil der Handschrift. Ein Menschenleben mit seinem Lieben und Leiden, seinem Hoffen und Wünschen wird uns in der Handschrift vorgeführt, um dann zum Schluß, gleich wie Rauch und Staub, spurlos zu verschwinden. — Die Kirche, für die Herr Johannes das Lazarusbild malt, ist die alte Husumer Marienkirche, die im Jahre 1807 niedergerissen wurde. Laß hat in seinen „Nachrichten" (S. 156—163) das Innere der Kirche eingehend beschrieben. Seine Angaben wird Storm für die Schilderung der Epitaphien und Bilder in der Kirche benutzt haben.

Die Handlung der Novelle hat Storm zurückverlegt in die zweite Hälfte des 17. Jahrhunderts, die Zeit, da durch den wagemutigen Schwedenkönig Karl X. die Kriegsgreuel auch über Schleswig-Holstein gekommen waren. Der regierende Herzog, Friedrich III., der Schwiegervater Karls X., starb noch vor Beendigung des Krieges (1659).[2] Seinen langjährigen Plan, für die Elbherzogtümer eine Landesuniversität zu gründen, hatte er der unruhigen Zeiten wegen nicht ausführen können.[3] Erst sein Sohn Christian Albrecht stiftete die Kieler Hochschule.[4] Diese Ereignisse werden in der Erzählung berührt. „Die grausamen Stapfen" des Schwedenkrieges lagen noch auf dem Lande, als der Maler Johannes im Jahre 1661 nach dem Herrenhause seines väterlichen Freundes und Gönners wanderte. Auch „das herrschende Alamodewesen wird gestreift; das verwilderte, übermütige Treiben des Adels, der zelotische Eifer der protestantischen Orthodoxen gegen die Sinnenlust und den Papismus, die verwirrende Wirkung des Hexenwahns, der die Menge zum Hexenbrennen wie zu einem Feste ausziehen läßt, stellen sich uns dar".[5] Alles das dient zur naturgetreuen Wiedergabe des Zeitkolorits. Mit scharfem Blick erkennt Storm derartige stimmunggebende Momente, und mit künstlerischem Feingefühl versteht er es, sie an der jeweilig passenden Stelle in den Bericht der Handlung einzuschieben.

Ein beliebtes Mittel, um „Zeitfarbe" zu geben, sind die Trachtenschilderungen. Laß bringt am Schlusse des ersten Teiles seiner Annalen einen ausführlichen Bericht über die im 17. Jahrhundert üblichen Moden;[6] seine Angaben wird Storm benutzt haben. Junker Wulf zum Beispiel trägt einen Zwickelbart, wie es um diese Zeit Sitte war:

---

[1] W. III, S. 210 und S. 261. Vgl. Gertrud Storm, I. Bd., S. 59/60.
[2] W. III, S. 212. Vgl. Laß I, S. 122.
[3] Vgl. W. III, S. 212/13.
[4] Vgl. Ratjen: Die Stiftung der Universität Kiel. Volksbuch 1847, S. 167 bis 175.
[5] Schütze, S. 221/22.
[6] Laß, S. 133 ff.

„Hernacher kahmen die Zwickelbärte auf, wobey die Manns-Personen ihre Haare lang wachsen, gleich wie das Frauenzimmer einflechten, und auf beyden Schultern herunterhängen ließen.“[1] Junker Kurt ist „ganz à la mode“ gekleidet; „mit spitzenbesetztem Lederwamms und Federhut“ stolziert er einher.[2] Auch die charakteristische Tracht der Ostenfelder Weiber mit ihren roten Jacken und der Mädchen von den Inseln mit ihren Kopftüchern und ihrem feinen Silberschmuck wird erwähnt; diese Volkstrachten erhielten sich lange; Storm mag hier noch aus eigener Anschauung schildern.[3]

Der Bürgermeister, Herr Titus Axen, „so früher in Hamburg Thumherr“[4] war, und dessen „Conterfey“ Meister Johannes malen soll, ist eine historische Persönlichkeit. Laß erzählt von ihm, daß er 1641 „sein Canonicat zu Hamburg resigniret, und die ihm zu Husum angetragene Rathsverwandten-Stelle angenommen“.[5] Gestorben ist er am 2. Februar 1662. Storm läßt ihn 1666 noch unter den Lebenden weilen.

Besonders charakteristisch für die Zeit der Handlung ist die Zwischenbemerkung des Manuskriptschreibers auf S. 265: „... denn ein Ehrsamer Rath hatte dermalen viel Bedrängniß von einer Schinderleichen, so die ehrlichen Leute nicht zu Grabe tragen wollten“. Verschiedene Stellen aus Laß' Buche können als Quelle hier herangezogen werden. Der Schinder, der Scharfrichter und seine Knechte und Blutsverwandte galten in jenen Tagen als „unehrliche Leute“. In den „Kulturhistorischen Skizzen“ verbreitet sich Storm eingehend über dieses Kapitel „volkstümlicher Unehrlichkeitslogik“.[6] Er erwähnt da namentlich eine Schrift von A. Giese: „Der Wehschreyende Stein“ und führt daraus folgende Stelle an, die ihm bei der erwähnten Bemerkung in „Aquis submersus“ vorgeschwebt haben dürfte: „Mir grauet noch dafür, wenn ich an die Mühe und an die Sorge und an die Hertzensangst denke, die der Rath darüber (über das Begräbnis solcher unehrlichen Leute) in den 38 Jahren, die ich im Amte gewesen bin, mehr als über jenigem andern Dinge auf der Welt außgestanden hat.“[7]

In gleicher Weise bezeichnend für den Geist und die Denkweise des ausgehenden 17. Jahrhunderts ist die Episode der Hexenverbrennung.

---

[1] Laß, S. 153. — Siehe auch W. III, S. 212 die Beschreibung der Kleidung des Malers.

[2] W. III. S. 126.

[3] Vgl. W. III, S. 263; auch Voß: Chronik der Kirchengemeinde Ostenfeld, S. 173.

[4] W. III. S. 261.

[5] Laß, S. 108.

[6] Vgl. Laß, S. 127, 129 u. ö.; ferner W. IX, S. 212 ff. und Augustus Giese: Der Wehschreyende Stein über die Gräuel, daß man die Diener der Justiz bis anhero nicht zu Grabe tragen ... wollen (Hamburg 1687); O. Beneke: Von unehrlichen Leuten, 2. Auflage (Berlin 1889).

[7] W. IX, S. 114. Auf das Problem der „unehrlichen Leute“ kam Storm noch einmal zurück in dem Novellenfragment „Armsünderglocke“. (G. Storm, II. Bd., S. 248 ff.)

Wir wissen aus Storms Briefwechsel mit E. Kuh, daß dieser gerade hiergegen ästhetische Bedenken äußert;[1] im Antwortbriefe sucht Storm sich zu rechtfertigen: „Es ist ja in der Tat auch nur ein kulturgeschichtlicher Seiten- oder Hintergrund".[2] Pitrou glaubt, ein Stück aus Müllenhoffs Sammlung (Nr. 289) habe Storm die Motive gegeben; doch nimmt er keine direkte Abhängigkeit an: „... peut-être trouvait-il la scène toute faite dans l'une des anciennes chroniques qui le documentaient".[3] Es verhält sich in der Tat so, wie Pitrou vermutet. Die Hexenverbrennung in „Aquis submersus" geht offenbar zurück auf einen Bericht des Husumer Chronisten J. Laß. Unter der Jahreszahl 1687 lesen wir folgendes Urteil: „In peinl. Sachen Hr. Friedrich Bensen als constituirten Fiscalis und Peinlichen Anklägers an einem, entgegen und wieder Margaretha Carstens mit ihrem Hrn. Defensore Jacob Nassern peinlich Angeklagtin anderntheils, in puncto criminis sortilegii oder beschuldigter Zauberey, haben Bürger-Meister und Rath der Stadt Husum, nach vorhergehegtem peinlichem Halß-Gericht, wie auch vorgenommener scharffen Befragung und sowohl der vorher-gegangenen, als darauf erfolgten freywilligen Bekäntniß hiemit für Recht erkannt: dieweilen die peinl. Angeklagtin außer Pein und Banden nunmehro in der Güte und freywillig bekant und darauf nachgehendes beständig geblieben, daß sie nicht allein der berüchtigten Zauberey schuldig, sondern auch mit dem Satan bereits im 21. Jahre ihres Alters ein Verbündniß gemachet, auf dessen angetragene Hülfe sich demselben völlig ergeben, ... daß diesem nach dieser Margaretha Carstens peinl. Angeklagtin todter Körper (denn sie wurde einige Wochen vor der Exekution todt in der Fronerey vorgefunden) wegen solcher ihrer freywillig bekant- und begangenen Missethaten, gleich als wenn sie beym Leben, zur wohlverdienten Strafe als auch jezo andern zum merckl. Exempel und Abscheu von dem Scharf-Richter an gewöhnl. Exekutions- und Richtplatz geführet und also zur Asche verbrand werden solle. Und dieses cum Confiscatione bonorum."[4]

In den „Kulturhistorischen Skizzen" führt der Dichter das Wesentliche aus dem Berichte an, ein Zeichen, daß ihm die Mitteilung besonders charakteristisch erschien.[5] Man vergleiche mit der Chronikstelle die Schilderung in Storms Novelle: „Da fiel es mir denn wieder bei, daß am nächsten Morgen die Stadt ein grausam Spektakul vor sich habe. Zwar war die junge Person, so wegen einbekannten Bündnisses mit dem Satan zu Aschen sollte verbrannt werden, am heutigen Morgen vom Frone todt in ihrem Kerker aufgefunden worden; aber dem todten Leibe mußte gleichwohl sein peinlich Recht geschehen."[6] Die Episode

---

[1] Storm-Kuh-Briefwechsel, S. 552 (Brief Kuhs vom 1. August 1876).
[2] Storm-Kuh-Briefwechsel, S. 553 (Brief Storms vom 24. August 1876).
[3] Revue Germanique, 1912, S. 526.
[4] Laß, S. 138.
[5] W. IX, S. 112/13.
[6] W. III, S. 271/72.

ist in der Novelle nur eine Nebenhandlung, welche die Aufgabe hat, die Entfernung des Predigers von seinem Pfarrdorfe zu motivieren; deshalb mußte alles nebensächliche Beiwerk fallen und nur das Wesentliche hervorgehoben werden. In diesem aber trägt sie dazu bei, die Stilechtheit der Novelle zu vertiefen.

Auch „die Buchführer-Wittwe Liebernickel, so unter dem Thurm der Kirche den grünen Bücherschranken hat",[1] erwähnt Laß; den Kontrakt, den die Kirchenvorsteher in Husum „mit des Buchführers Libernickels Frau Witwe aus Hamburg wegen des grün angestrichenen Bücher-Schranckens unter dem Thurm in der Husumer Kirche"[2] abgeschlossen, führt er im Wortlaute an.

W. III, S. 261 berichtet der Manuskriptschreiber, daß ihm „von einer reichen Branntweinbrenner-Wittwen ... der Auftrag worden, die Auferweckung Lazari zu malen, welches Bild sie zum schuldigen und freudigen Gedächtniß ihres Seligen, der hiesigen Kirchen aber zum Zierrath zu stiften gedachte, allwo es denn auch noch heute über dem Taufsteine mit den 4 Aposteln zu schauen ist".[3] Dieses Lazarusbild erwähnt der Husumer Chronist auf Seite 166: „Unter Lazari Auferstehung heißt es: Dem Erbaren Jens Topiesen, der d. 1. Nov. 1642. seeliglich in Godt verschieden, und alhier begraben, sezet seine hinterlassene Witwe Dorothea Jensens diese Grabschrift zur freundlicher und schuldiger Gedächtnisse." Den Taufstein „mit den 4 Evangelisten in Messing gegossen" erwähnt Laß S. 110.

Von „der großen Fluth anno 34 (1634)", von deren Verwüstung der Küster dem Maler erzählt, finden wir in den „Husumischen Nachrichten" eine eingehende Schilderung. Viele Häuser sollen damals hinweggeschwemmt worden und über 2000 Personen in den Wasserfluten umgekommen sein.[4]

Der Maler Johannes soll die edle Malkunst in Holland bei dem Meister Bartholomäus van der Helst erlernt haben. Letzterer ist ein bedeutender niederländischer Bildnismaler, der besonders von Rembrandt und Hals beeinflußt war.[5] Es müssen damals lebhafte Beziehungen zwischen den Elbherzogtümern und Holland bestanden haben. Laß berichtet an mehreren Stellen, daß Husumer nach den Niederlanden wanderten; viele mögen durch die Kriegsunruhen in der Heimat dazu bewogen worden sein.[6] Mit Vorliebe zogen die Künstler nach den Niederlanden, um da unter der Anleitung kundiger und berühmter Meister sich in ihrer Kunst zu vervollkommnen. So wird uns von dem Eiderstedter Maler Jurian Ovens, den Storm erwähnt (W. III, S. 229),

---

[1] W. III, S. 272.
[2] Laß I, S. 16 ff.
[3] W. III, S. 261.
[4] W. III, S. 267; Laß I, S. 99.
[5] Vgl. Allg. deutsche Biographie, Bd. 11, S. 709.
[6] Vgl. Schwering: Zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland (Münster 1895), S. 227.

berichtet, daß er sich um das Jahr 1642 nach Holland begab, um sich in der Schule Rembrandts als Maler auszubilden.[1] In „Aquis submersus" sollen die Bilder von Katharinas Eltern „in seiner kräftigen Art gemalet" sein.

In die Handlung von „Aquis submersus" spielen auch eine Reihe volkstümlicher Motive hinein, für die Storm Anregung aus Müllenhoffs Sammlung oder den Volksüberlieferungen erhalten haben mag. Die Märe „von der wiedergehenden Urahne"[2] erinnert an die weitverbreitete Sage von der Ahnfrau, die den Nachkommen Unheil ankündet. Katharina erzählt dem Maler die Geschichte der Urahne: Weil ihre Tochter einen Mann niederen Standes geliebt, soll sie „ihr einzig Kind verfluchet haben; am andern Morgen aber hat man das blasse Fräulein aus einem Gartenteich gezogen".[3] Noch heute wachsen Schachtelhalme und Binsen aus dem Boden, wo ehemals der Teich war. Wenn dem Hause Unheil droht, soll die Ahnfrau sich zeigen. — In Müllenhoffs Sammlung sind mehrere Stücke, die Storm hierfür Motive gegeben haben können. So heißt es in Nr. 460 (Die schwarze Dorte) von einer verstorbenen Frau: „... denn stets ließ sie sich auf dem Turm des Schlosses sehen in einem nebelartigen, weißen Gewande, so oft ein Glück oder Unglück bevorstand."[4] Gratopp erwähnt auch noch Nr. 464 „Die Frau auf der Thyrenburg", die in Spätsommernächten im Burghof sitzt. „In der Johannesnacht sieht man sie jedesmal besonders gegen Morgen da sitzen, umgeben von vielen Menschen. Wer dann zu ihr kommt, den zieht sie mit in ihr unterirdisches Reich hinab."[5] — Wo das Kind der Ahnfrau Katharinas ertrunken sein soll, wachsen „heut' noch Schachtelhalm und Binsen aus dem Boden". Vielleicht stammt dieses Motiv aus der Sage vom „vergrabenen Kind" (Nr. 331); an dem Orte, wo man einst das Zigeunerkind in den Deich lebendig vergraben hat, soll eine Vertiefung mit Seegras sein.[6]

Für die Aufzählung der Hamburger Sehenswürdigkeiten[7] dürfte Storm eine lokale hanseatische Chronik gehabt haben. Über den Seeräuber Störtebeker freilich konnte er auch an anderer Stelle Auskunft finden. Wie wir später sehen werden — Storm erwähnt den berühmten Räuber noch einmal in der „Renate" — waren die Sagen,

---

[1] Vgl. Allg. deutsche Biographie, Bd. 25, S. 1 ff.
[2] W. III, S. 249.
[3] W. III, S. 235.
[4] Müllenhoff, S. 343.
[5] Müllenhoff, S. 347. Zu den Sagen dieser Art gehört auch die von der weißen Frau (Gräfin Agnes von Orlamünde), die in den Schlössern von Berlin und Baireuth umgehen soll. Storm hat die Volksballade von der Herzogin von Orlamünde als Quelle benutzt für das Märchen „Der Spiegel des Cyprianus". Vgl. Gratopp, S. 16.
[6] Müllenhoff, S. 242. Das Motiv, ein lebendes Wesen in einen Deich zu vermauern, benutzt Storm später im „Schimmelreiter".
[7] W. III, S. 238.

die sich um Störtebeker und seine Genossen gebildet hatten, zahlreich und weit verbreitet. Auch in Müllenhoffs Sammlung sind einige aufgezeichnet. Ausführlichere Mitteilungen macht Deecke in Nr. 87 seiner „Lübischen Sagen“. Da wird auch erzählt, daß das Hamburger Fischeramt Störtebekers silbernen Schauer (Becher) erhielt, den der Seeräuber sich aus geraubten Kirchengeräten (aus der norwegischen Stadt Bergen) hatte machen lassen.[1] Herr Johannes erwähnt den berühmten Becher in seinen Lebenserinnerungen.[2] — Auf eine volkstümliche Quelle geht auch wohl das „Vorspukfehen“ der alten „Mutter Siebenzig“ zurück. Sie hat zur Nacht drei Leichlaken über des Pastors Hausdach fliegen sehen, das bedeutet den Tod eines Familiengliedes; „des Küsters alte halbblinde Trienke“ meint, „es gehe ... solch Gesichte allzeit richtig aus“.[3] Gratopp weist hin auf eine ähnliche volkstümliche Vorstellung: „In der Lüneburger Heide weiß man von einem Nebelgespenst, dem Klageweib, zu erzählen, das nächtens in weithin flatternde Leichentücher gehüllt umherwankt und sich lang über das Haus streckt, in welchem dann einer stirbt.“[4]

Auch die Lieder, Sprüche und Reime, die im Volke leben, finden wir oft in die Handlung von Storms Erzählungen verwoben. Besonders liebt der Dichter das in den resignierenden Novellen der Frühzeit („Immensee“). In „Aquis submersus“ singt der kleine Johannes beim Spielen die Verse:

„Zwei Englein, die mich decken,
Zwei Englein, die mich strecken,
Und zweie, so mich weisen
In das himmlische Paradeise.“[5]

Die letzten Worte wirken symbolisierend: die Englein weisen den kleinen Johannes in den Tod. Das Lied ist in Deutschland weit bekannt; es findet sich schon unter den Kinderliedern im Anhang des „Wunderhorns“.[6] Eine plattdeutsche Fassung des Liedes teilt Müllenhoff S. 520 mit.

An ein volkstümliches Sprichwort: „Glück in der Liebe, Unglück im Spiel“ erinnert der Vers, den Junker Wulf seinem Freunde Kurt beim Kartenspiel zuruft:

„Glück in der Lieb'
Und Glück im Spiel,
Bedenk', für einen
Ist's zu viel!“[7]

---

[1] Deecke, S. 176 ff.
[2] W. III, S. 238.
[3] W. III, S. 275.
[4] Gratopp, S. 58.
[5] W. III, S. 279.
[6] Des Knaben Wunderhorn. Alte deutsche Lieder, gesammelt von L. A. von Arnim und Clemens Brentano. Ausgabe von Ed. Grisebach. Leipzig 1906.
[7] W. III, S. 241.

2. Renate.

Die wichtigste Quelle der „Renate" sind die Jensenschen „Bilder aus dem Predigerleben der Vorzeit". Der Verfasser der „Bilder" wird in der Novelle auch erwähnt; der Begleitbrief, mit dem das Manuskript des Pastors Josias an den Urgroßvater des Dichter-Herausgebers übersandt wird, trägt die Unterschrift: „Jensen past.".[1] In den „Bildern" wird erzählt von dem Sohne eines Predigers, der nach damaligem Brauche zum Amtsnachfolger seines Vaters bestimmt war. Dieser Sohn sollte sich nach einer Lebensgefährtin umsehen; sein Herz hatte insgeheim schon gewählt, die Tochter eines Bauern aus dem Nachbardorfe. „Der Vater hätte wohl an und für sich nichts gegen eine solche Partie gehabt; eine ganz unbegüterte Bauernfamilie war es nicht, der dies Mädchen angehörte, aber ... es ruhte ein Verdacht auf dieser Familie, der Verdacht, daß man mit der schwarzen Kunst sich abgebe. Da fiel denn jede Möglichkeit der väterlichen Einwilligung dahin. Der alte Pastor sprach nicht nur sein entschiedenes Nein, er konnte nicht ruhig sterben, ehe der Sohn ihm das Gelübde gegeben, niemals jenes Mädchen zu heiraten. Der Sohn brachte dem sterbenden Vater das Opfer, dies Versprechen zu leisten — und er hat es gehalten."[2] Er wird des Vaters Nachfolger, bleibt unvermählt und zieht schließlich, als er kränklich wird, zu einem in einem benachbarten Dorfe wohnenden ebenfalls geistlichen Bruder, bei dem er seine letzten Lebenstage zubringt. Die beiderseitige Neigung des Paares aber dauerte fort; „sie blieben, was sie, ehe der Sohn des sterbenden Vaters Wünschen nachgegeben, gewesen waren, Bräutigam und Braut in Zucht und Ehren."[3]

Der Bericht enthält alle wesentlichen Motive der Novelle. Die Handlung wurde aus dem Ausgang in den Anfang des 18. Jahrhunderts verlegt. Der äußere Grund, der die Vereinigung des liebenden Paares hindert, ist hier wie dort der gleiche: das Gerücht, daß der Vater der Braut mit dem Teufel in Verbindung stehe. Aus diesem Grunde versagt der Vater des jungen Predigers die Einwilligung zur Heirat. Das bloße Verbot aber konnte Storm für seinen Helden nicht zwingend sein; er verlegte deshalb den Konflikt in die Seele des Herrn Josias. In einem Briefe an seinen Neffen Ernst Esmarch rechtfertigt er dieses Vorgehen: „Die Anregung erhielt ich durch die Jensenschen Mitteilungen über die drei Esmarchs. Die Poesie verlangte dann, daß ich den Konflikt in die Seele des jungen Mannes selbst verlegte, wodurch dann, weil wir sonst damit zu weit in die neue Zeit gekommen wären, die Rückverlegung in den Anfang des Jahrhunderts von selbst gegeben war."[4] Josias ist nicht frei von dem Teufelsglauben seiner

[1] W. V, S. 69.
[2] Volksbuch 1850, S. 12/13.
[3] Volksbuch 1850, S. 13.
[4] Die Stelle aus einem Briefe Storms vom Jahre 1878 wurde mir vom Adressaten freundlichst mitgeteilt.

Zeit; zwar sträubt sich sein Verstand und sein Herz gegen die Annahme, der Hofbauer betreibe die schwarze Kunst. Während Jensen nur das Gerücht anführt, daß man in der Familie der Braut sich mit der schwarzen Kunst abgebe, läßt Storm uns allerlei über den Hofbauern erzählen und im Hause desselben Dinge sehen, die auf natürliche Weise nicht zu erklären sind; man denke nur an den Auszug der Ratten und Mäuse in der mondhellen Oktobernacht, in der Josias von der Geliebten Abschied nimmt.[1] — Nur in unwesentlichen Punkten weicht Storm von seiner Quelle ab. Der Josias der „Renate" ist der einzige Sohn, während sein Urbild im Volksbuch noch fünf Brüder hat. Als „emeritus" zieht Storms Held zu einem gleichfalls geistlichen Vetter, der aber ganz die Züge des älteren Bruders in den Jensenschen „Bildern" trägt. Wie Storm den vorgefundenen Stoff umgestaltete und bereicherte, mag die Schilderung vom Lebensende seines Helden zeigen. Im Volksbuch wird erzählt, daß der jüngere Bruder, als er sein Ende herannahen fühlte, sich das Abendmahl reichen ließ. „Dann sprachen sie (die beiden Brüder) noch viel Latein miteinander und disputierten auf Deutsch über die Auferstehung der Todten bis spät Abends. Der ältere Bruder ging zur Ruh; bei dem Kranken wurde gewacht. In der Nacht entschlief er."[2] Herr Josias in Storms Novelle schied an einem Sonntag im Frühling während des Gottesdienstes still und friedlich aus dem Leben. „Die Fenster standen offen, so daß von draußen aus dem Garten die Frühlingsdüfte den ganzen Raum erfüllet hatten, und der Eintretende (der Vetter) sah Herrn Josias in seinem großen Lehnstuhl sitzen; doch, was ihn Wunder nahm, ein kleiner Vogel saß furchtlos auf einer seiner Hände, die er vor sich auf dem Schoß gefaltet hatte. Aber der Vogel flog fort und in die freie Himmelsluft hinaus, als der Pastor itzt mit seinem schweren Schritt herankam und sich über den Lehnstuhl beugte. — Herr Josias saß noch immer unbeweglich, und sein Angesicht war voller Frieden; nur war derselbe nicht von dieser Welt."[3]

An vielen Stellen schließt sich der Dichter fast wörtlich an seine Vorlage an. Ich setze den Text Storms und die entsprechenden Stellen der Quelle im Wortlaute nebeneinander:

Volksbuch 1850, S. 14:	W. V, S. 72:
„Wenn aber Sonntags der ältere Bruder in der Kirche war, dann kam über die Haide ein Frauenzimmer geritten, hielt im Pastorat an — aber schon eilte sie wieder zurück, ehe der Gottesdienst beendigt war und der	„Noch in dem Monat meiner Abreise nämlich verbreitete sich das Gerücht im Dorfe: wenn Sonntags Alles in der Kirche und die Straßen leer seien, so stehe ein fahlgraues Pferd, desgleichen man sonst in der Gemeinde nicht

[1] W. V, S. 46.
[2] Volksbuch 1850, S. 14.
[3] W. V, S. 73.

Pastor aus der Kirche heimkehrte."

gesehen, vor der Pforte des Pastorates angebunden; und bald darnach: es komme von Süden her ein Weib über die Haide geritten, die binde ihr Pferd an den Mauerring und kehre im Pastorate ein; wenn aber der Pastor und der Strom der Gemeinde aus der Kirche heimkomme, dann sei sie jedesmal schon wieder fortgeritten."

Vergleiche auch den Bericht der „Mutter Pottsacksch" W. V, S. 5: „Sonntags, wenn andere Christenmenschen in der Kirche gesessen hätten, um Gottes Wort zu hören, dann habe sie (die Schwabstedter Hexe) sich auf ein Pferd gesetzt und sei nach Norden zu in Haide und Moor hinausgeritten; was sie dort betrieben habe, davon sei wohl übel Nachricht einzuholen."

Volksbuch 1850, S. 13:

„Was Alle in der Umgegend wußten, jene Besuche, erfuhr allein der ältere Bruder nicht. Niemand wagte, es ihm zu sagen, denn Jeder scheute sich, die aufflammende Heftigkeit jenes Mannes hervorzurufen, von dem erzählt wird, daß er selbst vor dem Altar den Frauen, die, wenn sie Trauer hatten, nach damaliger Sitte ganz in schwarze wollene Decken eingehüllt waren, diese Decken zurückschlagen und sagen konnte: ‚weg damit', sobald er sich bei Darreichung des Brodes und Kelches dadurch behindert sah."

W. V, S. 72/73:

„Im ganzen Dorfe ist nur ein Einziger gewesen, der von diesen Dingen nichts erfahren hat, und zwar der Pastor selber; denn Alle haben des Mannes aufflammende Heftigkeit gefürchtet, und Alle haben den Onkel Josias lieb gehabt."

Und W. V, S. 69/70:

„Noch sehe ich unter den Abendmahlsgästen die leidtragenden Frauen vor dem Altare, welche nach damaliger Sitte bis über das Kinn in schwarze Decken eingehüllt waren; und wie der Onkel Pastor der einen mit den durch die ganze Kirche hin vernehmlichen Worten: ‚Weg, weg damit!' die Decken voll Ungeduld zur Seite riß, indeß er mit der anderen Hand den Kelch empor hielt."

Volksbuch 1850, S. 13:

„Wenn seinem Willen nichts zuwider geschah, war er (der ältere Bruder) leutselig und munter. Die Brüder lebten in guter

W. V, S. 70:

„Gleichwohl, wie ich später beobachtet, ... lebten die beiden Verwandten in guter Eintracht miteinander. Beide waren Män-

Eintracht, unterhielten sich oft über gelehrte Gegenstände und disputierten dann miteinander. Es waren Männer, die, wie man sich auszudrücken pflegt, das Ihrige gelernt hatten und dies nicht in Vergessenheit geraten lassen wollten."

ner, die, wie man sagt, das Ihrige gelernet hatten und dies nicht in Vergessenheit geraten lassen wollten. Sie unterhielten sich oft über gelehrte Gegenstände und disputierten dann, auch wohl lateinisch, miteinander."

Volksbuch 1851, S. 60:

„Die Boeler Gemeinde war bis 1716 von einem Magister Heumann oder Heymann verwaltet worden, der sein Amt unter dem berüchtigten Gottorffischen Minister Baron von Goertz, durch seinen Schwiegervater, einen reichen Müller, an der Hamburger Börse für 1000 Thaler erhandelt hatte. Als Heumann im Todeskampfe lag, hielten gewisse Leute ihm Kartenblätter vor und fragten, ob er die Farben noch kenne."

W. V, S. 13:

„Anno Dom. 1705. Es gab zu Zeiten des Administratoris, Hochfürstlichen Durchlaucht Christian August, mit denen geistlichen Aemtern sonderbaren Umgang; hatte doch der gewaltige Rath von Goertz das Pastorat zu Böel in Angeln auf der Hamburger Börsen an den Meistbietenden verkaufen lassen; an einen Schlemmer und Spielbruder, den man, da es hernach mit ihm zum Sterben ging, die Karten vorgehalten, ob er daran die Farben noch erkennen möge."

Der Vater und Großvater des Josias tragen Züge eines Vorfahren von Frau Constanze. Im Volksbuch 1851 bringt Jensen im zweiten Teile der „Bilder" Mitteilungen über die in dortiger Gegend hochangesehene Predigerfamilie Esmarch, die durch drei Geschlechter hindurch der Gemeinde Nordhackstedt tüchtige Prediger lieferte. Für Storms Novelle kommen in Betracht Johann Detlev Esmarch (von 1723 bis 1796) und dessen Vater Hinrich Esmarch. Johann Detlev wurde dem Vater — als dieser alterte — „adjungiert" und folgte ihm, als Herr Hinrich 1746 gestorben war, im Amte. „Ueber 50 Jahre, obgleich zuletzt erblindet, war dieser Johann Detlev dort Prediger."[1] Aus seinen letzten Lebenstagen wird uns eine rührende Begebenheit erzählt, die Storm für die „Renate" benutzte:

Volksbuch 1851, S. 65:

„Als sie (seine Gattin) auch endlich zur Ruhe eingegangen war, da sank es mit dem alten, blind gewordenen Manne plötzlich ... Johannes (sein Sohn) predigte für ihn, Pauline (seine

W. V, S. 61:

„Lang, gar lange habe ich für ihn gepredigt — Josias thäte das gar gerne auch für mich —, denn er wurde sehr alt; sein leiblich Augenlicht war erloschen, und der Schall der Welt drang nur ver-

[1] Volksbuch 1851, S. 61.

Tochter) pflegte ihn. Man mußte ihn auf sein dringendes Verlangen noch einmal zur Kirche führen. Er meinte, es sei Sonntag, er irrte darin. Er glaubte die Gemeine versammelt. Er hielt eine rührende Abschiedsrede. Bald darauf starb er."

worren noch zu seinem Ohre. Aber da er seine Stunde nahen fühlte, hieß er mich und meine Schwestern ihn in die Kirche führen, und wir geleiteten ihn auf die Kanzel. Da wandte er sein Antlitz rings umher und grüßte unmerklich mit der Hand; und sein silbern Haar hing über seine blinden Augen. Er meinete, es sei Sonntag und die Gemeinde sei versammelt. Er irrte; die Schwestern waren oben an seiner Seiten, und drunten war nur ich allein. Aber der Greis auf der Kanzel erhub seine Stimme, und sie scholl stark in der leeren Kirchen; denn er nahm Abschied und redete erschütternd zu Allen, die hier nicht zugegen waren." (Der todkranke Vater des Josias sagt das in seinen Fieberphantasien von seinem Vater.)

In der Schilderung des Familienlebens im Nordhackstedter Pastorate erfahren wir, daß es nur Weihnachten und bei Anwesenheit lieber Gäste am Abend Reisgrütze gab.[1] Auch die Mutter unseres Josias bringt, als Herr Petrus Goldschmidt ihren Gatten besucht, am Abend eine Schüssel mit Reisbrei auf den Tisch.[2]

In der Vorrede zu der 1887 im Selbstverlage des Verfassers erschienenen „Chronik der Familie Esmarch", die ein Neffe des Dichters, Ernst Esmarch, damals Pastor in Süderstapel, herausgab, sagt Storm, daß er aus einigen „von dem ... Herausgeber mitgeteilten Einzelheiten einige sehr willkommene kulturhistorische Farben" für die „Renate" erhalten habe.[3] Der Verfasser der Esmarchschen Familienchronik, zurzeit Pastor in Altona, hatte die Freundlichkeit, mir die Blätter seines Manuskriptes zur Einsicht zu übersenden. — Durch seinen Neffen kannte Storm die Bezeichnung „Gergesener" für Schweinehirt. In einer Bittschrift, die Hinrich Esmarch (1688—1746) im Jahre 1737 an König Christian VI. von Dänemark richtete und aus der die Familienchronik Auszüge mitteilt, ist die Rede von einem solchen Gergesener. Ich setze die entsprechenden Stellen der Chronik und der Novelle nebeneinander:

[1] Volksbuch 1851, S. 64.
[2] W. V, S. 39.
[3] Das Vorwort ist wieder abgedruckt W. IX, S. 96/97. In der Anmerkung (S. 234) gibt Fritz Böhme an, um welche „Einzelheiten" es sich hier handelt.

Esmarchsche Chronik:

„Nicht allein zu Zeit meiner Vorweser, sondern auch in vier Jahren zu meiner Zeit hat das gesamte Dorfschaft (salvo honore) einen Gergesener, nämlich einen Schweinehirt gehalten, welcher dieselben gehütet. Nach der Zeit in 16 Jahren haben meine Nachbarn proprie auctoritate ein solchen Hirten in totum nicht dulden wollen. Nun ist zwar auf der weitläufftig gebauten Dorfes-Straße ein ziemlich großer grüner Plan, da ein jeder von meinen Nachbarn seine Schweine frey gehen läsſet."

Storm, W. V, S. 7:

„... denn da die Gemeinde einen Schweinehirten, wie mein Vater selig zu sagen pflegte, einen Gergesener, in den letzten Jahren nicht mehr dulden wollen, so waren unsere Ferkel von dem grünen Weideplane äußerst des Dorfes ausgerissen, ..."

Der Vater des Josias trägt Züge jenes Hinrich Esmarch, der, wie es in der Chronik seiner Familie heißt, „seinen eigenen Kopf" hatte und nicht im geringsten gewillt war, sich seine „Gerechtigkeiten und beneficia" irgendwie schmälern zu lassen. Traurig stand es um den Keller in Herrn Hinrichs Pastorat. Deshalb bat er in der Supplike um einen besseren Keller. Storm hat auch das für die „Renate" benutzt. Der Vater des Herrn Josias richtet in derselben Absicht eine Bittschrift an seinen Landesherrn; der Wortlaut ist hier wie dort fast genau derselbe:

Esmarchsche Chronik:

„Obgleich die meisten von meinen Beichtkindern mir hertzlich gern einen besseren Keller gönneten und einmal Steine und Kalk dazu bestellt gehabt, so gab es doch wenige, welche halsstarrig dawiderstritten und das mir nötige Werk stöhreten. Von Mitten im Majo bis im Anfang Octobris habe kein frisch und kühl, sondern nur saur Bier. Was mir das vor eine Plage gewesen, ist Gott am besten bekannt, wie viel auch in der Zeit von solchen Gaben Gottes salvo honore zum Schweinetrank hingießen lassen, will mit Stillschweigen seufzend vorbeygehen. Derohalben

W. V, S. 37:

„Obgleich die meisten meiner Beichtkinder mir herzlich gern einen besseren Keller gönneten, so waren doch derer, die halsstarrig dawider stritten; von Mitten Maji bis hieher habe kein frisch und kühl, sondern nur sauer Bier gehabt; und was mir das vor eine Plage gewesen, ist Gott am besten bekannt; wie viel aber von solchen Gaben Gottes, salvo honore, zum Schweinetrank hingießen lassen, will ich hier seufzend übergehen."

verhoffe ich, daß Ihro Königl. Majestät in Betrachtung solcher Uebelstände Compassion mit mir armen Manne tragen, und da die meisten Predigers mit guten Kellern versehen sind, allergnädigst geruhen werden, kraft dero Königl. auct. der Gemeinde (welche — Gott Lob! — in gutem Stande ist) anbefehlen zu lassen, zum wenigsten einen kleinen Keller zu ein paar Tonnen gut und dünn Bier anzuschaffen, ..."

W. V, S. 38:

„Ich setzete die Feder ab, weil mich ein Bedenken anwandelte, Hochfürstliche Gnaden also wegen des pastoris sauerem Bier in Compassion zu nehmen."

Die Örtlichkeiten der „Renate" sind wirklichkeitsgetreu geschildert. Für den größeren Teil der Novelle haben wir uns Husum und das nahe Dorf Schwabstedt als Ort der Handlung zu denken, für den Schluß Ostenfelde. Das Moor, dessen Schauer der Dichter uns miterleben läßt, liegt zwischen der Treene einerseits und den Dörfern Rott, Ostenfeld, Winnert, Schwabstedt und Holbüllhus anderseits. Die Abgelegenheit und Einsamkeit haben es im Volksglauben zu einem Anknüpfungspunkt für zahlreiche Volkssagen und Spukgeschichten gemacht.

Um die „Zeitfarbe" zu treffen, hat Storm umfassende und tiefgehende Studien gerade für die „Renate" gemacht. Ein Kabinettstück kulturhistorischer Schilderung ist die Beschreibung der Bauernhochzeit.[1] Die Braut trug nach Landessitte eine Krone von Flittergold und Spiegelglas.[2] Freunde und Verwandte erschienen in großer Zahl zum Feste. Ein Hauptvergnügen für die Burschen und Mädchen war der Tanz, der in dem großen Saale des Bauernhofes abgehalten wurde. Die älteren Bauern saßen in der „Döns", der großen Stube, die „der Torfahrt gegenüber zu unterst an der Dielen" lag, und vergnügten sich bei Kartenspiel und Wein. Eigenartig war die Überreichung der Hochzeitsgaben. Eine Tafel wurde hergerichtet; „dahinter saßen Bräutigam und Braut, jeder von ihnen mit einer irden Schüssel vor sich. Da drängte Alles sich heran und brachte, wie es Brauch ist, der Eine einen Kronthaler, der Andere ein lübisch Markstück, die Fürnehmeren auch wohl ein silbern Geräthstück; und in wessen Schüssel es gelegt wurde, der trank dem Geber aus einem Glase zu, so neben einer Flasche Weines gleichfalls vor ihrer Jedem stund".[3] — In den mir zugänglichen Quellen habe ich eine so eingehende Schilderung der Hochzeitsbräuche nicht finden können; vielleicht berichtet Storm hier nach eigener Anschauung, oder aber er benutzte eine unbekannte Vorlage.

[1] W. V, S. 16 ff.
[2] Vgl. Voß: Chronik der Kirchengemeinde Ostenfelde, S. 164.
[3] W. V, S. 19.

Reiches Material für die „Renate“ fand Storm sodann in Laß' Nachrichten und in Kraffts „Husumischer Kirchen- und Schulhistorie“. Wenn Josias zum Beispiel schreibt, daß sein Vater um 1700 Capellan oder Diaconus im Dorfe Schwesen war, „allwo er seine dürftige Einkünfte, als mehrentheils an Butter, Korn und Fleisch, von Haus zu Hause einsammeln und überdies zu seinem Predigtdienst auch noch die Schule halten mußte“,[1] so entspricht das den damals herrschenden Zuständen in dem erwähnten Dorfe. In dem Abschnitt über Schwesen lesen wir bei Laß: „Der Capellan oder Diaconus verrichtet an dem dritten Sontage die Predigt; weshalben er auch bis auf einige wenige Jahren die Schule alda halten, in der Kirche singen, seine jährliche Einkünfte aber Hauß bey Hauß mehrentheils an Butter, Korn, Grüz, Fleisch, Würste, Gänse etc. einsamlen mußte.“[2] — Josias besucht von Schwesen aus die lateinische Schule zu Husum, „welcher derzeit der treffliche Nikolaus Rudlof als Rektor vorstund“.[3] Dieser Rektor Rudlof wird bei Laß nur kurz erwähnt,[4] Krafft berichtet ausführlich über sein Leben. Um die in der Novelle angegebene Zeit war Rudlof allerdings noch nicht in Husum. Erst im Jahre 1712 wurde er „nach einstimmiger auf ihn gefallener Wahl ... anhero berufen“.[5]

Auch von dem „Organiste Georg Bruhn, des noch berühmteren Nicolaus Bruhn Bruder und successor“,[6] gibt Krafft einen kurzen Lebensabriß.[7] Nicolaus Bruhn war von 1689 bis 1697 Organist in Husum. Nach seinem frühen Tode wurde sein Bruder Georg, der sich bei dem „damahligen berühmten Organisten an der St. Aegidienkirche zu Lübeck in der Musik perfectioniret“ hatte, sein Nachfolger.[8]

Ägidius Herford, dessen Epitaphium in der Husumer Kirche erwähnt wird,[9] war von 1601 bis 1603 Bürgermeister daselbst. Laß führt ihn in der Liste der Bürgermeister an.[10] Eine Erwähnung und Beschreibung seines Grabdenkmals findet sich bei Laß nicht.

Der in der „Renate“ an mehreren Stellen genannte Küster Albertus Carstens, den Storm als einen Atheisten und religiösen Schwärmer schildert,[11] ist nach Krafft geborener Husumer, studierte zwei Jahre in Kiel und kam im Jahre 1701 wieder in seine Vaterstadt zurück. Sein Sohn Conrad Carstens, der auch in der Novelle erwähnt wird, war zur Zeit, da Krafft sein Buch schrieb, „Theologiae Studiosus“.[12]

[1] W. V, S. 7.
[2] Laß II, S. 105.
[3] W. V, S. 7.
[4] Laß I, S. 39.
[5] Krafft, S. 339.
[6] W. V, S. 8.
[7] Krafft, S. 318.
[8] Ebenda.
[9] W. V, S. 9.
[10] Laß, S. 9.
[11] W. V, S. 12, 22, 51.
[12] Krafft, S. 1317. Vgl. W. V, S. 22 und Laß I, S. 3.

Als Josias seiner zunehmenden Kränklichkeit halber sich vom Amte zurückziehen muß, lebt er „als ein zu früh mit Körperschwäche befallener emeritus und leidiger Kostgänger" bei seinem Vetter Christian Mercatus; dieser war Pastor zu Ostenfelde.[1] Storm gab ihm, wie wir schon sahen, die Züge des älteren Bruders in Jensens „Bildern". Einen Pastor Christian Mercatus in Ostenfelde, der von 1718 bis 1793 Prediger war, nennt Laß (II, S. 110). Pastor Mercatus war aber nicht Junggeselle, sondern verheiratet. Historisch ist, daß er viele Mißbräuche bei der Beichte, dem Abendmahl und bei Begräbnissen abgeschafft hat.[2] Storm kannte vielleicht sein Leben genauer und hat für die Person des Mercatus der Novelle Züge aus dem Leben zweier verschiedener Personen — des historischen Pastor Mercatus und des älteren Bruders aus dem Volksbuch — benutzt.

Die Gestalt des W. V, S. 36 mit lobenden Worten erwähnten „derzeitigen Husumer Kantors Petrus Steinbrecher" mag Storm wieder aus Kraffts Kirchen- und Schulhistorie bekannt gewesen sein. Der Kantor war „ein sehr geschickter Musicus und treuer Informator, dabey er sonderlich die Jugend mit großem Ernst auf die wahre Furcht Gottes und ein tätiges Christentum gewiesen, und recht Väterlich mit ihr umgegangen".[3] Zu seinen auserwählten Schülern soll auch der Josias der „Renate" gehört haben.[4]

Über die Einführung Petrus Goldschmidts schreibt Storm im Jahre 1878 an seinen Neffen E. Esmarch: „Die Gestalt des Peter Goldschmidt ist mir und ich meine, recht glücklich — aus seinem in meinem Besitze befindlichen ‚Höllischen Morpheus' aufgestiegen ... Die am Schluß über ihn vorkommenden Daten sind historisch.[5] — Der „Höllische Morpheus" wird in unserer Novelle mehrmals erwähnt. „Siehe da," so ruft Goldschmidt dem Freunde gleich nach der Begrüßung zu, „mein ‚höllischer Morpheus' hat zwar dem holländischen Schwarmgeist, dem unverschämten Doktor Balthasar Beckern und seiner ‚Bezauberten Welt', den Text gefeget; aber der verworfenen Zauberer- und Hexenadvocaten erstehen immer mehr"![6] Goldschmidt hatte „nach seinem hochberühmten Morpheus ein zweites Werk fertig gestellet, und zwar gegen den Hallischen Professor Thomasius, der in seinem derzeit erst verdeutscheten Buche ‚De crimine magiae' all Teufelsbündniß vor ein Hirngespinnst erkläret und solcher Weise als ein rechter advocatus das unselige Hexen- und Trudenvolk der irdischen Gerechtigkeit zu entreißen strebte".[7] Das „manuscriptum" dieser Gegenschrift mit dem Titel „Verworffener Hexen- und Zauber-Advokat" hat Goldschmidt in

[1] W. V, S. 32.
[2] Vgl. M. Voß: Chronik der Kirchengemeinde Ostenfelde, S. 65.
[3] Krafft, S. 361.
[4] W. V, S. 36.
[5] Die Stelle wurde mir vom Adressaten mitgeteilt.
[6] W. V, S. 38.
[7] W. V, S. 38/39.

der Tasche, als er den Vater des Josias besucht. Es fehlte ihm „zur Edirung seines neuen Werkes nur noch die Einsicht etlicher Schriften, so er selber nicht besaß, ... ad exemplum des Remigii Daemonologia, des Christ. Kortholdi Tractätlein von dem glühenden Ringe und etliche andere“.[1] Die ad exemplum angeführten Bücher sind auch im „Morpheus“ (S. 114 und 368) erwähnt. Trefflich weiß Storm den Charakter des merkwürdigen Mannes zu schildern, der in Wort und Schrift gegen die modernen Atheisten und Schwarmgeister eiferte. Herr Petrus glaubt fest an Teufelserscheinungen; der Teufel soll ihm mit seiner höllischen Kunst seinen Gaul vom Wege ab in das Moor hineingegaukelt haben, so daß er ihn durch ein paar Kätner mußte ausgraben lassen.[2] Im „Morpheus“ führt er eine ganze Reihe solcher Teufelsgeschichten an, zum Teil eigene Erlebnisse, zum Teil Erzählungen nach den Mitteilungen anderer. Ein solches Erlebnis teilt Storm in den „Kulturhistorischen Skizzen“ im Wortlaut mit.[3] Mit dem Vater des Josias redet Herr Petrus von seinen Schriften; bei Tisch beginnt er ein Gespräch vom „exercismo“ und der „formula“, die bei der Taufe zu gebrauchen sei. Am Nachmittage, wenn sein Gastwirt der Ruhe pflegte, „nahm er seinen Stock und Dreispitz und wanderte im Dorf umher, redete mit Weibern und Greisen und klopfte die Kinder auf ihre blonden Köpfe, daß am anderen Tage schon Alles vor die Thüren lief, da er wieder mit seinem tönenden Räuspern nur von fern dahergeschritten kam“.[4] Durch seine Reden regte er die Leute so auf, daß es nachher im Dorfe war wie in einem Bienenstock; überall wurde von Hexen und Zauberei gesprochen. Nachdem Herr Petrus am dritten Tage wieder davongeritten, sagte die Predigerfrau mit feinem Lächeln zu dem Gatten: „Ich muß dich pflegen, Christian; eine so gewaltige und robuste Gottesgelahrtheit ist nicht vor eines Jeden Constitution!“[5]

Zweimal noch wird Herr Petrus Goldschmidt in unserer Novelle erwähnt, das erstemal teilt der Vater dem abwesenden Sohne mit, daß Herr Petrus „letzthin zum Superintendenten in der Stadt Güstrow, sowie ob seiner Gelahrheit und Verdienste um das Reich Gottes von der ... Facultät zum Doctor honoris causa ist creiret worden“.[6] Die mitgeteilten Fakta sind historisch. 1706 hatte der Magistrat seiner Vaterstadt Herrn Petrus Goldschmidt zum Diakonen vorgeschlagen, doch hatte sich die Bürgerschaft von Husum widersetzt, und er war nicht gewählt worden.[7] 1707 wurde er von Sterup nach Güstrow versetzt, 1710 Pastor und Superintendent zu Parchim in Mecklenburg,

---

[1] W. V, S. 39.
[2] Vgl. W. V, S. 38.
[3] W. IX, S. 109 ff.
[4] W. V, S. 42.
[5] W. V, S. 42.
[6] W. V, S. 54.
[7] Vgl. Laß I, S. 13 und W. IX, S. 112.

1711 fand seine Ernennung zum Doktor der Theologie statt. „Schon in dem darauffolgenden Jahre aber wurde er ‚seines Predigtampts entsetzet', und zwar nicht weil er, wie Balthasar Becker, es gewagt hatte, einen frischen Luftzug in die dumpfe Atmosphäre seiner Zeit zu bringen, sondern — wie berichtet wird — weil er sein Amt durch Simonie sollte erlangt haben. Wegen solchen Undanks scheint er sich schließlich von den geistlichen zu den geistigen Dingen hingewandt zu haben; denn er hielt zuletzt ein Wirtshaus in der Gegend von Hamburg, wo er bald darauf im Jahre 1713 starb."[1] Die letzten Nachrichten will der Schreiber des Begleitbriefes zu Josias' Manuskript in einem Zeitungsblatt gelesen haben.[2]

Mehr noch als in „Aquis submersus", mehr auch als in den späteren Chroniknovellen spielen in die Handlung der „Renate" Volkssage und -aberglaube hinein. M. Voß berichtet, daß die Bewohner von Ostenfelde sich von denen der umliegenden Dörfer ziemlich entfernt hielten, daher sei es nicht verwunderlich, „wenn Aberglaube, Spuk- und Hexengeschichten, Vorahnen hier ‚Voröhm' genannt, Sagen und Erzählungen aus der Vorzeit mehr als bei ihren Nachbarn in ihnen leben".[3] Vieles der Art mag auch Storm bekannt gewesen sein, für anderes war ihm wiederum Müllenhoffs Sammlung die Quelle.

Die im einführenden Rahmenteil auftretende „allbekannte Mutter Pottsacksch", die dem erstaunt aufhorchenden Dichter zuerst von der Schwabstedter Hexe erzählt, erinnert an das alte Weib der „Sagen, Märchen und Lieder" mit dem gleichen Namen, das „hexen und Wetter machen" konnte.[4] Sicherlich hat Storm nicht unabsichtlich diesen Namen gewählt; Mutter Pottsacksch glaubt, daß es Hexen gegeben, die „Düwelswark" betrieben. Durch sie erfahren wir schon im voraus Renatens trauriges Schicksal; sie verkörpert gleichsam den Aberglauben und Hexenwahn, der sich wie ein Faden durch die ganze Handlung der Novelle hinzieht und auch das Geschick des liebenden Paares unheilvoll beeinflußt. Dem Dichter war der alte Hexenglaube genau bekannt; wir wissen aus Paul Schützes Angaben, daß seine Bibliothek eine reichhaltige Sammlung von Märchen- und Sagenbüchern, von Spuk-, Gespenster- und Hexengeschichten enthielt.[5] In der „Renate" erscheint die Titelheldin dem Volke als Hexe. Die Dorfburschen wollen sie in den Teich stürzen, um die Wasserprobe mit ihr zu machen. „Das Brennholz ist teuer worden; die Unholden laufen frei herum, und der Amtmann und der Landvogt fassen sie nicht an! ... Hoidoh! hoidoh! Ins Wasser mit der Hex!",[6] so rufen

[1] W. IX, S. 112. Vgl. Jöcher: Gelehrtenlexikon, II. Teil, S. 1058.
[2] W. V, S. 71.
[3] Voß: Chronik der Kirchengemeinde Ostenfelde, S. 147.
[4] Müllenhoff, Nr. 298.
[5] Schütze, S. 236.
[6] W. V, S. 64/65.

sie Herrn Josias zu. Hier haben wir offenbar eine Anlehnung an den Volksglauben, daß die Hexen im Wasser oben schwimmen und nicht untergehen können. Derartige Wasserproben wurden zur Ermittlung der Hexen angestellt. Müllenhoff berichtet von einer solchen Probe in Nr. 188: „Die Eiche auf dem Galgenberg". Auf volkstümlichen Aberglauben geht auch das Gerücht zurück, Renate sei derzeit über das Wasser und die Blätter der Teichrosen hingelaufen und nicht untergegangen.[1] Etwas Ähnliches erzählt Müllenhoff in Nr. 454: „Die junge Hexe ersäuft." Auch hier wollen Fischer eine junge Hexe ersäufen; auf dem Wasser stoßen sie das Mädchen aus dem Boote; „das Mädchen aber tauchte wieder hervor, und die Leute sahen sie später noch oft auf den großen Blättern der Wasserlilien über den Wellen schweben". — Das einsame Leben, das Renate nach dem Tode ihres Vaters führte, und die Aufgeklärtheit ihres Wesens, die sie auf die abergläubischen Dorfbewohner mit einer gewissen Überlegenheit herabsehen ließ, trugen mit dazu bei, sie mit dem Schleier des Geheimnisvollen zu umgeben. Dazu kommen dann noch die einsamen Ritte der alternden Frau zur Zeit des sonntäglichen Gottesdienstes. Nach Josias' Tode entsteht das Gerücht, „die Hexe von Schwabstedt sei es gewesen, die auf ihrem Roß all Sonntags in das Dorf gekommen". Sie soll sogar „unter Vorspiegelung trügerischer Heilkunst" dem armen Herrn Josias das Leben genommen haben.[2]

Volkstümlichen Ursprung hat auch die an anderer Stelle der Novelle erwähnte Bemerkung, die Hexen hätten in der Flensburger Förde einmal alle Fische vergiftet.[3] Ebenda lesen wir auch: „Die Aelteren redeten wieder von der Hexen, so sie vor zwanzig Jahren in Husum hätten einäschern sehen sollen, der aber die Nacht zuvor in der Fronerei ihr Herr und Meister das Genick gebrochen".[4] Storm denkt auch hier wohl wieder an die von Laß berichtete Einäscherung der als Hexe angeklagten Margaretha Carstens.[5]

Etwas Unheimliches, an die Hexen der damaligen Zeit Erinnerndes hat auch die alte Kindsmagd des Hofbauern, Marike, in ihrem Wesen. Fest glaubt sie, daß der „Fingaholi", ein Götzenbild, das des Hofbauern „Vaterbruder, so ein Steuermann gewesen, mit über See gebracht",[6] Ratten und Mäuse vertreiben könne. Auch meinte sie, sie allein nur könne ihrem Herrn die Strümpfe stricken. Was der blasse Schneider über Marike und den Hofbauern erzählt, ist wieder aus Müllenhoffs Sammlung genommen. Das gleiche wird da von dem Pastor Fabricius in Medelbye und seiner Magd erzählt:

---

[1] W. V, S. 68.
[2] W. V, S. 73.
[3] W. V, S. 42.
[4] Ebenda.
[5] Vgl. S. 27. Auch bei Müllenhoff ist in mehreren Stücken vom Hexenverbrennen die Rede, so in Nr. 292, 298, 311.
[6] W. V, S. 27.

Müllenhoff, S. 192/93 (Nr. 264):

„Der Teufel stellt aber allen, die mit ihm einen Kontrakt gemacht haben, nach, und hätte der Pastor Fabricius je mehr als ein Strumpfband umgelegt, hätte er ihn mitgenommen. Aber Fabricius war klüger als der Teufel; er nahm sich in Acht, wenn er am Morgen zwei Strumpfbänder vor seinem Bette liegen sah. Der Teufel hat auch oft das Mädchen, das die Strümpfe für den Pastoren strickte, als Floh geplagt und sie so im Zählen der Maschen irre gemacht. Gemählich war der Strumpf dann zu weit geworden und schlotterte dem Pastoren um die Ferse; woraus dieser sich jedoch nichts machte. Der Teufel hat ihm nie was anhaben können."

W. V, S. 48:

„Ihr habet wohl gesehen, Jungherr, wie dem Bauren allzeit der eine Strumpf um seine Hacke schlappet! Hat immer schon geheißen, er dürfe nur ein Knieband tragen, sonst sei es mit all seinem Reichtum und mit ihm selbst am bösen Ende ..."

„Es liegen wohl oftmalen zwei der Strumpfbänder vor seinem Bette; aber der Bauer hütet sich; er weiß es wohl, wer ihm das zweite hingelegt! Die alt Marike hat zwar versucht, die Strümpf ihm enger zu stricken, damit sie nicht herunterfallen; aber wenn sie dran kommt, ... so tanzet es ihr wie Fliegen vor den Augen oder wimmelt wie Unzeug über ihren alten Leib."

Dem Pastor von Medelbye — offenbar ist derselbe Fabricius gemeint — begegnen wir noch an einer anderen Stelle der „Renate". W. V, S. 26 schreibt Herr Josias: „War mir nun zwar bewußt, daß wohl gar geistliche Herrn sich mit solcher Kunst befasset, wie denn der vorig Pastor in Medelbye darin gar sonderbar geschickt sollte gewesen sein."

Die Gestalt des Hofbauern wird durch die verschiedenen Gerüchte, die über ihn umgehen, in ein geheimnisvolles Dunkel gehüllt. Im Dorfe glaubt man, daß er dem Teufel sich verschrieben habe. „Obschon er weitaus noch kein Bauer aus dem Fundamente sei, so schlage alles ihm doch zu; denn da vor Jahren hier die Seuche in das Vieh gekommen, so sei in seinem Stalle ihm kein Stück gefallen, und wenn auf ihrem Boden die Mäus und Ratzen ihnen das Korn zerschroten, so habe in einer mondhellen Herbstnacht der Feldhüter es mit leiblichen Augen angesehen, wie aus des Hofbauren Scheune, gar greulich anzuschauen, sothanes Geschmeiß in hellen Haufen zur Treene hinabgerannt und sich mit Quieksen und Gepfeife in den Fluß gestürzet habe."[1] Einmal läßt der Dichter uns mit dem Manuskriptschreiber Zeugen eines solchen unerklärlichen Vorganges werden; in einer Mondnacht erblickt Herr Josias mit eigenen Augen die Ratten und Mäuse, die aus des Hofbauern Scheune in Scharen hervorkommen und nach dem dem Flusse zu eilen.[2] Gottfried Keller nennt die Episode einen

[1] W. V, S. 26.
[2] W. V, S. 46.

„dunklen Punkt“.[1] Interessant ist des Dichters Antwort auf diesen Einwand: „Den ‚dunkeln Punkt‘, den Sie anmerken, anlangend, so mochte ich den mysteriösen Hintergrund nicht missen; die Ratten erlaubte ich mir zwar als unheimlich, aber doch der Natur nicht widersprechend. Meines Bruders Haus hier (in Hademarschen) war noch vor einigen Jahren von unvertreibbaren Rattenscharen heimgesucht; da kam die silberne Hochzeit, und von dem heitern Getos der Gäste, mit denen es vom Fundament bis zur Spitze bevölkert war, verschwand das unheimliche Gesindel auf Nimmerwiederkehr, wahrscheinlich ihre übrigen Gesellen im Dorfe mit sich nehmend; denn der Tierarzt des Dorfes, der zur selben Zeit in mondheller Nacht dahinritt, sah sie in großen Scharen auf den mit Busch bewachsenen Wällen zur Seite des Weges fortziehen. So wurde mir dieser Tage hier erzählt.“[2] — Selbstverständlich bleibt die Frage offen, ob die von Storm hier berichtete Begebenheit sich wirklich so zugetragen hat. Wir wissen, daß unser Dichter, wie seine Landsleute und Stammesgenossen, gerne Spukgeschichten — auch selbsterlebte — erzählte, und „fest an das Hereinragen einer anderen Welt in die unsere glaubte“.[3]

Auch in den Reden des Herrn Petrus Goldschmidt ist manches, was an den volkstümlichen Teufelsglauben erinnert. Gratopp in seiner Untersuchung über „Volkspoesie und Volksglauben in den Dichtungen Th. Storms“ führt das im einzelnen aus und weist auf gleiche oder verwandte Motive in Stücken aus Müllenhoffs Buch hin.[4]

Eine große Rolle in der „Renate“ spielen auch die Irrlichter, die des Abends aus dem Moor „aufduken“ und einen greulichen Tanz aufführen.[5] Spukgeschichten waren in der Umgegend des wilden Moores wohl bekannt und leben zum Teil noch heute im Volke. Storm mag sie aus mündlichen Erzählungen gekannt haben. Auch bei Müllenhoff sind einige derartige Geschichten zu finden, so zum Beispiel in der „Sage vom alten Jäger Au“ (Nr. 495), in „Die Irrlichter von Ullenbierge“ (Nr. 558) und „Die Irrlichter bei Jordkirch“ (Nr. 358). — Als Renate zur Nachtzeit auf dem Moore ist, hört sie „ein erschreckliches Geheul“ aus der Luft.[6] Wieder knüpft Storm an den Volksglauben an. M. Voß berichtet: „Mitternächtlicher Weile soll man hier auch dem wilden Jäger begegnen, der mit Hussa, Hundegebell und Kettengeklirr über das Moor bis Austrums Ramp, wo früher der Sage nach ein Schloß stand, dahinzieht“.[7]

Über „die Vitalienbrüder unter dem Gödeke Michels und dem Störtebeker, dem sie auf dem Hamburger Grasbrooke den Kopf herunter-

---

[1] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 42.
[2] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 47/48 (29. August 1878).
[3] Deutsche Revue 1898, Bd. 3, S. 206.
[4] S. 80—82.
[5] W. V, S. 53.
[6] W. V, S. 53/54.
[7] M. Voß: Chronik der Kirchengemeinde Ostenfelde, S. 154.

schlugen",[1] wußten die Volkssagen auch gar mancherlei zu berichten. In Hamburg hatte sich um den Seeräuber Störtebeker ein eigener Sagenkreis gebildet. Storm hat die Sammlung seines Freundes Müllenhoff benutzt, der unter Nr. 35 und Nr. 517 derartige Sagen mitteilt. Gratopp macht über die Art, wie Storm Müllenhoffs Werk benutzt hat, eine interessante Beobachtung. In Storms Novelle wird erzählt, daß der Gottorpische Bischof Schondeleff einmal von den Vitalienbrüdern umzingelt wurde und wohl gar sein Leben an sie hätte lassen müssen, wenn nicht ein Urahn des Hofbauern ihn mit seiner guten Axt herausgehauen hätte. „Derohalben aber hat er ihn mit diesem Hof nebst Wald und Gründen begabt und ihm den Namen ‚Ohm' beigeleget, weil er nicht als ein Diener, sondern als ein Freund und Ohm an ihm gehandelt habe."[2] Die Spuren der Axt in einem Eichbaum zeigt Renate dem Studenten Josias. — Müllenhoff gibt in Nr. 517 ein altes Lied von Klaes Störtebeker und Göde Micheel an; das folgende Stück Nr. 518 erzählt, wie ein alter Bauer vor den zinsfordernden Lübeckern seine Axt tief in den Türpfosten hieb; die Spur ist da noch zu sehen. „Hier liegt also offenbar das Ergebnis einer zusammenhängenden Lektüre vor, das dazu im engsten Verein verwertet ist, nicht bloß in derselben Novelle, sondern in derselben Episode. Und die beiden Sagenmotive sind verknüpft durch eine Familiengeschichte, die an Storms Onkel, den Bauern Ohem in Hohn, anknüpft. Storm schreibt im November 1854 an Mörike: „... einer seiner Vorfahren hat einen holsteinischen Herzog in irgendeiner Schlacht herausgehauen, und letzterer ihm, weil er wie ein Freund und Blutsverwandter an ihm gehandelt, diesen Namen und Äcker, Wald und Wiesen geschenkt."[3] Für den Dichter, der gleich tief in seiner Familie wie im Volke wurzelt, ist diese Verbindung der Motive besonders charakteristisch".[4]

Die Episode in der Husumer Marienkirche, die mit dramatischer Anschaulichkeit eingangs der Novelle geschildert wird, geht auf eine Lübecker Lokalsage zurück. Ferdinand Röse hat in seinem Büchlein „Lebensbilder aus Süd und Nord, aus alt und neuer Zeit" (Stuttgart 1844) lübische Sagen veröffentlicht, darunter auch die Lebensbeschreibung eines gewissen Antonius Vorrade. Von diesem wird erzählt, daß er als Kind einmal aus Versehen in der Lübecker Marienkirche eingeschlossen war. Wegen verschiedener versuchter Kirchendiebstähle wurden des Abends, wenn die Türen geschlossen wurden, eine Anzahl großer, ungezähmter Hunde in die Kirche eingelassen. Als diese den Knaben, der auf das große St.-Georgsbild geklettert war, in der Kirche witterten, stürmten sie laut heulend und zähnefletschend gegen die Statue. Es entspann sich ein erbitterter Kampf zwischen den Hunden

[1] W. V, S. 30.
[2] W. V, S. 30.
[3] Mörike-Storm-Briefwechsel, S. 41.
[4] Gratopp, S. 8. Vgl. Gertrud Storm, Bd. I, S. 82.

und dem kleinen Antonius. Dem Knaben gelang es, mit seinem Schwerte die Hunde bis auf einen zu erlegen. Doch war er nicht unverletzt geblieben, ein Biß ins Bein und der dadurch verursachte Blutverlust hatten den Knaben geschwächt, so daß die Sinne ihm zu vergehen drohten. Da, in der höchsten Not, kam Hilfe: „Der Meßner, welcher glaubte, die Hunde seien mit Dieben im Streit, eilte mit den Knechten des Kirchherrn herein.“[1] Man brachte den halbohnmächtigen Knaben in sein Elternhaus, damit er dort verbunden werde.[2] Storm hat das Rösesche Buch wohl gekannt. Er muß auch mit einzelnen Lübecker Sagen vertraut gewesen sein; im Jahre 1837 behandelte er eine solche Lokalsage in seinem Gedichte „Der Bau der Marienkirche zu Lübeck“.[3] Wahrscheinlich waren ihm auch die Vorrade-Sagen bekannt. Wie Antonius Vorrade in der Lübecker, so ist Josias in der Husumer Marienkirche des Abends aus Versehen eingeschlossen worden. Zum Schutze gegen Kirchenräuber wird auch hier ein großer Hund in die Kirche gelassen, der sich, als er des Knaben gewahr wird, auf ihn stürzen will. Josias aber hat sich auf das hölzerne Roß des heiligen Georg hinaufgeschwungen. Die eine Hand schlingt er um den Hals des Ritters, mit der anderen reißt er dessen Lanze heraus. (Antonius Vorrade gebraucht sein eigenes Schwert.) „Da gab es einen Kampf zwischen einem vierzehnjährigen Buben und einer gar grimmigen und starken bestia.“[4] Josias wehrt sich tapfer und stößt die Lanze in das zottige Fell des Hundes. Immer wieder springt dieser gegen ihn an. Schon wird es dunkel vor den entsetzten Augen des Knaben, da kommt Hilfe; Renate und ihr Oheim, der Küster Albert Carstens, erscheinen. Dem Knaben vergehen die Sinne, und er stürzt von dem Roß herab. Man bringt ihn zu der alten Schneiderswitwe, in deren Hause er wohnt. — Nur in unwesentlichen Zügen ist Storm — wohl aus künstlerischen Beweggründen — von seiner Quelle abgewichen. Antonius Vorrade ist schon vorher, ehe die Hunde in die Kirche kamen, aus knabenhaftem Übermut auf das Pferd der Georgsstatue geklettert. Josias schwingt sich erst auf das Standbild, als er den Hund durch die Kirche trotten hört. Der kleine Antonius erlegt die Hunde mit seinem eigenen, umgegürteten Schwerte. Josias ist ganz ohne Waffen; in seiner Angst vor dem Hunde entreißt er dem Ritter Georg dessen hölzerne Lanze und stößt sie mit aller Kraft in das dichte Fell des Hundes. Der Verlauf ist in beiden Schilderungen der gleiche.

Die Lübecker Sage von einem in der Marienkirche eingeschlossenen Kinde muß bekannt und in mehreren Versionen verbreitet gewesen sein. Auch Deecke in seinen „Lübischen Geschichten und Sagen“ Nr. 142: „Kind

[1] Röse, S. 115.
[2] Vgl. Röse, S. 113—115. — Die Hinweisung auf das Rösesche Buch als Quelle für die „Renate“ verdanke ich Herrn Fritz Böhme.
[3] Veröffentlicht in Biernatzkis Volksbuch 1876, wiedermitgeteilt von Gertr. Storm in der Biographie ihres Vaters, Bd. I, S. 112.
[4] W. V, S. 10.

von Hunden zerrissen" erzählt: „1482 ist in der Marienkirche zu Lübeck ein Kind von 8 Jahren eingeschlafen und darnach aus Versehen eingeschlossen. Nun kommen am Abend die großen Hunde los, die man damals zur Bewachung der vielen Kostbarkeiten an Gold, Silber und Edelgestein in der Kirche gehalten, fallen über das Kind her, zerreißen es und fressen es bis auf wenige Knochen auf, die man am Morgen gefunden."[1] Die ersten Auflagen von Deeckes Buch erschienen 1852 und 1857 und waren Storm wohl bekannt.

Es fragt sich nun, ob zwischen der von Röse mitgeteilten Geschichte Antonius Vorrades und der bei Deecke angeführten Sage von dem von Hunden zerrissenen Kinde Beziehungen bestehen. Genauen Aufschluß darüber könnte nur eine Durchsicht der Quellen geben.[2] — Die St.-Jürgen-Statue in der Husumer Marienkirche soll ein Werk Hans Brüggemanns gewesen sein, eines bedeutenden Künstlers, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts in Husum lebte. Sie war ursprünglich für die Husumer Marienkirche geschaffen worden. Im Inventarverzeichnis der Kirche vom Jahre 1763 heißt es unter Nr. 35: „An der Nordermauer des alten Norderchors, 10 Fuß von der Erde steht ein Gerüste, worauf der Ritter St. Jürgen zu Pferde in Lebensgröße und unter ihm ein Lindwurm oder Drache, alles von Holtz ausgehauen und mit grauer Farbe angestrichen."[3] In der erhobenen Rechten hielt St. Georg die Lanze. Beim Abbruch der Marienkirche im Jahre 1807 kam die Statue ins Gasthaus zum Ritter St. Jürgen.

Alle diese so verschiedenartigen Bausteine sind in der „Renate" zu einem einheitlichen Gesamtwerke vereinigt. Man merkt es der schönen Erzählung nicht an, wie mühsam der Dichter die einzelnen Bestandteile zusammenlesen und verarbeiten mußte, bis sie als künstlerisches Ganzes in der Novelle vor ihm lagen.

3. Eekenhof.

„Chamissos Gedicht ‚Der Geist der Mutter' gab dem Dichter die Anregung zu der Novelle ‚Eekenhof', die ihm die volle Zustimmung von Heyse und Gottfried Keller einbrachte."[4] Das grausige Motiv von dem Mordanschlag des Vaters auf den eigenen Sohn haben beide Dichtungen miteinander gemeinsam. In Chamissos Terzinengedicht kommt der Grafensohn nach langer Abwesenheit zurück ins Vaterhaus, um das Erbe seiner Mutter in Besitz zu nehmen. Mit Groll im Herzen und bleichem, düsterem Antlitz empfängt ihn der Vater. Kein froher Willkommgruß tönt dem Heimkehrenden entgegen. Dadurch werden die zärtlichen Regungen im Herzen des Sohnes unterdrückt, schlaff läßt

---

[1] Deecke, S. 266.
[2] Die Quellen zu den Vorrade-Sagen gibt Deecke in seinen Anmerkungen an.
[3] Voß: Chronik des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen, S. 45.
[4] Gertr. Storm, II. Bd., S. 183.

er die ausgestreckten Arme wieder sinken, und stumm würgt er die aufsteigenden Tränen hinunter. Ein alter Jäger bringt ihn in das ihm zur Ruhe bestimmte Gemach. Es ist das Zimmer seiner frühverstorbenen Mutter, in dem sie, nachdem sie zuvor noch segnend die Hände auf sein lockiges Haupt gelegt hatte, ihren letzten Seufzer aushauchte. In der Nacht kann der Jüngling keinen erquickenden Schlaf finden; sein vergangenes Leben taucht in seiner Erinnerung wieder auf; er hat eine traurige, liebeleere Kindheit verlebt. Die alten Wunden beginnen aufs neue zu bluten. So hört er Stunde um Stunde das Schlagen der alten Schloßuhr. Ein seltsames Geräusch, das er in der tiefen Stille plötzlich vernimmt, erinnert ihn daran, daß er in der Stube seines Vaters seine Waffen hat liegen lassen. In seinem Schlafzimmer erblickt er einen blassen, unsicheren Schimmer, der sich, als leise Schritte sich seiner Zimmertüre nähern, zur Gestalt seiner Mutter verdichtet. Sie winkt ihm, sich regungslos zu verhalten. Als dann die Türe von außen leise und vorsichtig geöffnet wird, tritt der Geist der Mutter vor. Der Jüngling hört einen lauten, angsterpreßten Schrei und erkennt die Stimme seines Vaters. Gleich darauf vernimmt er das Fallen eines schweren Gegenstandes; dann verläßt der Eintretende das Zimmer, und der Gang hallt wider von flüchtigen Tritten. Die Schattengestalt der Mutter aber ist in Nebel zerflossen. Der Jüngling aber ringt mit dem Entsetzen, bis der Morgen anbricht; als er dann um sich schaut, bemerkt er, daß die Türe seines Zimmers offen steht, und daß seine eigenen Pistolen auf der Türschwelle liegen.

„Er schleicht hinaus sich leise, spricht kein Wort,
Er sattelt, steigt zu Roß und drückt die Sporen;
Es hat sich jede Spur von ihm verloren.“[1]

Dieselben Motive kehren wieder in Storms Novelle. Herr Hennike haßt seinen Sohn erster Ehe, Junker Detlev, schon in der Wiege, weil der Eekenhof, das Erbhaus seines frühverstorbenen Weibes, einst des Knaben Eigentum sein wird. Auch der kleine Detlev wächst auf, ohne die sorgende Mutterliebe gekannt zu haben. Kurze Zeit nur bringt er bei dem Vater zu, der inzwischen eine zweite Ehe eingegangen ist. Die Stiefmutter ist eine herzlose, kalte Frau; so bleibt der Knabe auch im Elternhause einsam. Die Härte und Grausamkeit seines Vaters treiben Detlev in die Fremde. Nach Jahr und Tag erst kehrt er zurück als ein ernster, gereifter Mann. Er hat sich draußen in der Welt als Kaufmann eine ehrenwerte Existenz geschaffen und will nun sein mütterliches Erbe, den Eekenhof, in Besitz nehmen. Herr Hennike hatte an eine Rückkehr des so lange Verschollenen nicht mehr gedacht und schon Schritte getan, den Sohn gerichtlich für tot erklären zu lassen. Bei der Unterredung mit dem Vater hat Detlev zwei kostbare Pistolen, die er im Leibgurt trug, mit gewissen Papieren auf den Tisch gelegt.

[1] Chamisso, II. Bd., S. 115.

Die folgende Nacht verbringt der Junker in seinem Erbhause. „In der Kammer oben neben dem Rittersaal, an deren Wänden einst sein erster Schrei und seiner Mutter letzter Hauch erloschen war, hatte man zur Nacht dem Gast die Lagerstatt bereitet.“[1] Wie in Chamissos Gedicht, so kann auch hier der Sohn keinen Schlaf finden. Seine Halbschwester Heilwig, von bangen Ahnungen gequält und gleichfalls wachend, kommt zu ihm und bittet, die Nacht in seiner Nähe zubringen zu dürfen. Sie führt Detlev zu einem Sessel, schiebt für sich eine Fußbank davor und setzt sich zu seinen Knien, den Kopf in seine beiden Hände legend. So verharren die Geschwister schweigend. Plötzlich vernehmen sie schleichende Tritte. Die Türe wird vorsichtig geöffnet, und ein Mann schreitet herein. Mit einmal jedoch stutzt der Eintretende, stößt einen dumpfen Schrei aus und stürzt in schwerem Falle zu Boden. Zugleich erscholl ein Klirren, als würde eine Waffe auf den Fußboden geschleudert. Als Detlev die Waffe erfaßt hatte „und seine Finger an dem Schlosse rührten, zuckte er zusammen, und es schüttelte ihn wie Fieberfrost“.[2] Er hatte erkannt, wer der Mann gewesen, der ihm nach dem Leben gestrebt. Mit Heilwig flieht er in die Kammer nebenan und von da hinab ins Unterhaus. Nach dem Erbe seiner Mutter aber trägt Junker Detlev kein Verlangen mehr, und auf den Hof Frau Benediktes ist er nicht mehr gekommen. Als kurze Zeit danach Heilwigs Großmutter gestorben, nimmt er die Stiefschwester mit sich fort, und — wie es in den Schlußworten der Novelle heißt — „von Heilwig ... und dem blonden Reiter hat sich jede Spur verloren“.[3]

Eine tiefgehende Änderung nahm Storm in der Schilderung der grausigen Nachtszene vor. Bei Chamisso erscheint der Geist der Mutter leibhaftig, um ihr Kind vor dem ihm drohenden Verderben zu retten. Der Vater erschrickt, als er die Gestalt seiner toten Gattin erblickt, läßt die Mordwaffe — hier wie bei Storm Eigentum des Sohnes — fallen und entflieht. Auch in Storms Novelle glaubt der Vater sein totes Weib zu sehen, auch er schleudert in heftigem Schrecken die Waffe von sich und stürzt die Treppe hinunter aus dem Hause hinaus. Dem Leser aber liegt der Sachverhalt klar. Übernatürliche Mächte spielen nicht mit; nicht die frühverstorbene Mutter Junker Detlevs, von der das Gerücht geht, daß ihr Bild in hellen Mondnächten aus dem Rahmen steige, ist bei dem Sohne, sondern Heilwig, seine Stiefschwester, sitzt bei dem Halbbruder. Wer der Mann mit der Waffe ist, wird bei Storm nicht klar ausgesprochen; wir ahnen es mehr als wir es wissen, daß es der Vater ist, der dem Sohne nach dem Leben getrachtet hat. Storm liebt gerade dies Andeutende, Verhüllende.

Ganz neu ist in Storms Novelle das Motiv der „Geschwisterliebe“. Heilwig und Detlev sind einander schon als Kinder zugetan; ihre beiderseitige Neigung wächst mit der Zeit. Als Detlev nach Jahren

[1] W. IV, S. 288.
[2] W. IV, S. 291.
[3] W. IV, S. 294.

freiwilliger Verbannung in die Heimat zurückkehrt, hat er inzwischen in Erfahrung gebracht, daß Heilwig seine Stiefschwester ist. So muß er auf das Glück einer ehelichen Verbindung mit ihr verzichten. Für dieses Motiv mag dem Dichter seine eigene, in der Potsdamer Zeit (1853—1856) entstandene Ballade „Geschwisterblut" das Motiv gegeben haben. Die Behandlung aber ist in der Novelle eine ganz andere als in dem Gedicht. Das Geschwisterpaar in der Ballade beschließt, als der Papst seine Einwilligung zur Heirat nicht gegeben, gemeinsam dem Leid ein Ende zu machen.

Die Handlung von „Eekenhof" spielt wieder in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, der Zeit, „da Herzog Christian Albrecht und der dänische König gemeinschaftlich das Land regierten".[1]

Die geschichtlichen Ereignisse werden nur kurz gestreift. Es war eine „schwere Zeit damals in den siebziger Jahren des vorletzten Jahrhunderts; Kriegs- und andere Lasten drückten, und der mitregierende König achtete weder des Volkes noch der Stände Rechte".[2] Die Quelle für derartige Mitteilungen sind wohl wieder Laß' Nachrichten. Vereinzelte kulturhistorische Streiflichter sollen auch in „Eekenhof" „Zeitfarbe" geben; so wird zum Beispiel eine Beschreibung der damals üblichen Männertracht gegeben. Die Mode der französischen Perücken wird nur kurz erwähnt.[3] Der aus der Fremde heimkehrende Junker Detlev erscheint in einer Kleidung, „wie man sie einige Jahre früher, da die Pariser Moden noch nicht die Herrschaft gewonnen hatten, in Hamburg oder Lübeck an den vornehmeren Kaufleuten hatte sehen können". Für die Schilderung ist, wie die folgende Nebeneinanderstellung zeigen mag, wieder Laß' Buch maßgebend gewesen:

Laß, S. 153:	W. IV, S. 283:
„Vornehme Manns-Personen trugen grose Mänteln, welche mit Zobel-Marder-Fuchs- oder anderem Pelz-Werck untergefüttert waren. Das Halstuch war sehr lang von feinem Leinen, u. zierlich auf den Mantel befestiget... Sie trugen nur wenig Haar auf dem Haupte. Der Bart aber mußte sehr lang sein."	„Der volle blonde Bart floß lang herab auf einen dunklen mit Marderpelz verbrämten Mantel, an welchem das Halstuch von weißem Linnen mit goldener Spange festgeheftet war; dagegen erschien unter dem breiten Rand des Hutes das Haupthaar so kurz geschoren, wie es nur immer Frau Benedikte einst dem kleinen Junker Detlev zugedacht haben mochte."

Der eingangs der Erzählung genannte Maler Jurian Ovens lebte von 1623 bis 1678; er spielte eine Zeitlang eine bedeutende Rolle am Gottorper Hofe (unter Herzog Friedrich III.).[4]

[1] W. IV, S. 249. Vgl. Laß, S. 138.
[2] W. IV, S. 257.
[3] Laß, S. 154. Vgl. W. IV, S. 257.
[4] Vgl. Allgem. Deutsche Biogr., Bd. 25, S. 1; W. IV, S. 250.

Volksaberglaube und sagenhafte Züge spielen auch in die Handlung von „Eekenhof". Um den Mund der toten Frau steht ein Lächeln, „so liegen nur, die bald ihr Liebstes nach sich ziehen".[1] Der Glaube ist in vielen Gegenden Deutschlands verbreitet.[2] In der Novelle freilich ist das Vorzeichen trügerisch, der neugeborene Knabe folgt nicht der Mutter im Tode; er bleibt am Leben. Das Motiv ist vom Dichter kunstvoll in die Handlung der Novelle verwoben; unter dem Eindruck der Gewißheit, daß das Kind sterben werde, zeigt sich Herrn Hennikes Selbstsucht und Herrschgier in ihrer schroffsten Art.

Nach dem Tode der ersten Frau Herrn Hennikes hat sich das Gerücht erhoben, „daß auf dem Eekenhof das Bild der toten Frau in hellen Mondnächten aus dem Rahmen steige und ihr Kind durch alle leeren Kammern ihres Hauses suche".[3] Seitdem der Knabe in der Obhut einer Verwandten ist, verliert sich das unruhige Wandern. Und als der Sohn, durch die Grausamkeit und Härte des eigenen Vaters aus der Heimat vertrieben, von Lübeck aus als Schiffsjunge in die weite Welt gegangen sein soll, da soll auch die tote Frau in hellen Nächten wieder am Fenster stehen und nach dem Verstoßenen ausschauen.[4] Herr Hennike will dem Spuk ein Ende machen; mit blankem Jagdmesser will er das Bild zerstören, „aber die stillen Augen hätten ihn angeschaut, daß sein zum Stoße schon erhobener Arm herabgesunken sei".[5] Die Schattenhände der toten Frau sollen dann endlich Hennikes Kraft gebrochen haben.[6] — Wir haben hier die Belebung eines Bildes, die bestimmend auf den Gang der Handlung einwirkt. Herr Hennike glaubt in der unheilvollen Nacht die Gestalt seines toten Weibes zu sehen; seine erhitzten Sinne und das Gerücht beeinflussen ihn; so bleibt der beabsichtigte Mord ungeschehen.

In Müllenhoffs Sammlung findet sich eine Mitteilung Storms, die von dem Bilde eines Ritters im Husumer Schloß berichtet, die darauf dargestellte Person werde rot, wenn man sie fest anschaue. „Wir Knaben", so fügt Storm hinzu, „machten uns oft dies Vergnügen, aber immer mit heimlichem Grauen."[7] Dieses wiederholte Jugenderlebnis mag dem Dichter das Motiv für „Eekenhof" nahegelegt haben.

Eine andere Sage knüpft sich an eines der Ahnenbilder im Eekenhof. Das Gemälde stellte eine „stolze schwarzäugige Dame mit Reiherfedern auf dem Schlapphute und einem Stieglitz auf der Hand"[8] dar; der Stieglitz soll, wenn bei einem Gliede des Geschlechtes der Todeskampf

---

[1] W. IV, S. 255.
[2] Vgl. Wutke, S. 298.
[3] W. IV, S. 259.
[4] W. IV, S. 278.
[5] W. IV, S. 278.
[6] W. IV, S. 294.
[7] Müllenhof, Nr. 548: Das errötende Bild.
[8] W. IV, S. 248.

begonnen hat, einen wundersamen Gesang ertönen lassen.[1] Als die junge Mutter, nachdem sie einem Knaben das Leben geschenkt, selbst für immer daraus scheiden muß, vernimmt sie aus dem Bildersaal neben ihrer Kammer Vogelsang, und als die Töne verstummen, da liegt nur noch eine Leiche in den Kissen.[2] Auch hier liegen volkstümliche Motive zugrunde.

Für den wenig sympathischen Charakter Frau Benediktes bot ein Stück aus Müllenhoffs Sammlung einzelne Züge. Unter der Überschrift „Böse Herrinnen" wird erzählt von den Grausamkeiten, die sich Frauen gegen ihre Dienstboten zuschulden kommen ließen. So berichtet man von einer „Fru Jd Rumohr" auf Röest in Angeln, „daß, wenn die Mägde das Garn nicht gut gesponnen hatten, sie es ihnen um die Finger wickeln ließ und dann abbrannte"; von einer anderen Gutsfrau, daß sie eine Magd zu Tode geheizt, „weil sie klagte, sie hätte vor Kälte nicht anspinnen können".[3] Ebenso grausam verfährt Frau Benedikte, damals noch Jungfrau, mit ihren leibeigenen Mägden. „War die Herrin zum Schlaf in ihre Kammer gegangen, so mußten die Dirnen stundenlang noch in der kalten Stube weiter spinnen; klagten sie am anderen Morgen, daß sie mit den steifen Fingern den dicken Wocken, den sie ihnen zur Nacht noch aufzustecken pflegte, nicht völlig hätten zwingen können, so wickelte sie den Flachs um ihre Finger und sengte ihnen denselben daran ab. Sie soll dabei gesagt haben: „Nun wird's wohl heiß genug sein für die ganze Woche!"[4]

In „Eekenhof" ist der Dichter in bezug auf Entlehnungen aus alten Chroniken zurückhaltender als in den Manuskriptnovellen „Aquis submersus" und „Renate". Das bedingt schon die äußere Einkleidung der Novelle; der Dichter selbst ist der Erzähler der Geschehnisse.

4. Zur Chronik von Grieshuus.

Von der Novelle „Zur Chronik von Grieshuus" schreibt Storm am 10. November 1884 an Gottfried Keller: „Sie ist ganz erfunden; ein kleines italienisches Motiv von 5—6 Zeilen gab mir den Perpendikelanstoß."[5] Es ist mir nicht gelungen, ausfindig zu machen, um welches Motiv es sich hier handelt, und wo Storm dasselbe gefunden hat. Wie in der „Renate" und vorher schon in „Aquis submersus" geht der Dichter auch hier von einer Knabenerinnerung aus. — Schon in früher Jugend hat ihn das Schicksal derer von Grieshuus lebhaft interessiert; alles, was er über das alte Geschlecht erfahren konnte,

[1] W. IV, S. 249, 253/54.
[2] Dasselbe volkstümliche Motiv verwendet Storm in „Haderslevhuus", W. VI, S. 311; verwandt ist die Szene in der „Renate", in der die lärmenden Elstern dem Hofbauernhofe Unheil künden. W. V, S. 51.
[3] Müllenhoff, Nr. 58.
[4] W. IV, S. 258.
[5] Storm-Keller-Briefwechsel, S. 199.

schrieb er nieder in ein eigens dafür bestimmtes Heft; den Inhalt des Heftes legt er in der Novelle vor.

Die beiden Söhne des alten Herrn von Grieshuus stehen einander feindlich gegenüber. Junker Hinrich, der ältere Bruder, liebt ein Mädchen niederen Standes; deshalb wird ihm im Testamente seines Vaters das Erbhaus „Grieshuus“ nicht zugesprochen. Von seinem liebreizenden, blonden Weibe aber kann er nicht lassen. Der jüngere Bruder will die alten Überlieferungen seines Geschlechtes um jeden Preis wahren; so schreibt er den unheilvollen Brief, der Hinrichs und Bärbes junges Eheglück jäh vernichtet. In Schmerz und Zorn über den Tod seines Weibes erschlägt Hinrich den Bruder. Zeit und Ort dieses Mordes werden für das Geschlecht der Junker von Grieshuus verhängnisvoll: am selben Tage — einem 24. Januar — und am gleichen Orte, dem grauen Runenstein am Wassertümpel, findet Jahrzehnte später Junker Hinrich, der als „Wildmeister“ unerkannt mehrere Jahre in der Nähe seines geliebten Enkels zugebracht hat, den Tod. Und nicht genug damit: gleichzeitig mit ihm stirbt der letzte Sproß des alten Geschlechtes, der schöne Leutnant Rolf. — Schon Paul Schütze hat darauf hingewiesen, daß hier Motive der Schicksalstragödie vorhanden sind.[1] Unser Dichter führt sie zurück auf den Volksaberglauben von den „schlimmen Tagen“. „Es sollte eine Zeit im Jahre geben oder einst gegeben haben, wo dem, welcher nach Sonnenuntergang dies Tal durchschritt, etwas Furchtbares widerfuhr.“[2] Anlehnung an irgendeine Schicksalstragödie liegt nicht vor, wie Storm ja im allgemeinen nur sehr selten nach literarischen Vorbildern sich richtet. Wenn er auch in „Grieshuus“ das fatalistische Moment besonders betont, so bleibt er doch — wie Schütze darlegt — der roh äußerlichen Wirkung der Schicksalstragödie fern. „Nicht aus der Phantasie des Dichters, sondern aus jener verworrenen Zeit selbst scheint das Ganze emporzusteigen, und auf dem Hintergrunde der geheimnisvoll düsteren Heidelandschaft erzeugt sich ein Halbdunkel der Stimmung, ein Dämmerlicht, in dem die phantastischen Möglichkeiten wie von selbst reifen.“[3] Das Hauptgewicht ist von vornherein auf den Gegensatz der Charaktere gelegt. Langsam, aber sicher spitzen sich die Gegensätze zwischen den feindlichen Zwillingsbrüdern zu, bis es endlich zur Katastrophe des Brudermordes kommt.

„Grieshuus“ ist ein erfundener Name, der in den Adelsregistern Schleswig-Holsteins nie existiert hat.[4] Die Angabe des Dichters im einführenden Rahmen, er habe vor Jahren in einem älteren Werke über die Herrensitze seines Heimatlandes den Grundriß und eine kleine äußere Ansicht von Grieshuus gesehen, ist wahrscheinlich eine fingierte.

[1] Schütze, S. 252.
[2] W. VI, S. 88.
[3] Schütze, S. 253.
[4] Nach einer freundlichen Mitteilung des Herrn von Hedemann-Heespen, Deutsch-Nienhaus.

Wohl kommt ein Name Griesgaard vor, doch ist auch davon kein Plan in Schröders „Schlössern und Herrenhäusern“[1] oder ähnlichen Büchern vorhanden. Den zeitlichen Hintergrund bilden wieder die verworrenen Verhältnisse in Schleswig-Holstein in der zweiten Hälfte des 17. und zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Wieder werden, um „Zeitfarbe“ zu geben, allerlei geschichtliche und kulturgeschichtliche Züge in die Handlung verwoben; sie sind dem bekannten Quellenvorrat entnommen. Wir hören von den Unruhen und Bedrückungen, unter denen durch die fortwährenden Kriege Karls X. Gustav von Schweden die Bewohner der Elbherzogtümer zu leiden hatten. Jene arge Zeit war damals über das Land gekommen, „deren Greuel unter dem Namen des Polackenkrieges noch lange beim Bierkrug wie am Spinnrad im Gedächtnis blieben“.[2] Besonders verhaßt waren die Hilfstruppen des Schwedenkönigs, die kaiserlich-polnischen und brandenburgischen Armeen, die überall brandschatzten und plünderten. Mit den Polen zogen auch Türken und Tataren.

In diese unruhigen Zeiten fallen die im ersten Buche von „Grieshuus“ erzählten Begebenheiten. Der jüngere der beiden Brüder bekleidete einen ansehnlichen Platz in der Gottorfer Kanzlei unter des Herzogs Minister Kielmannsegge.[3] — Die im zweiten Buche behandelten Ereignisse fallen Jahrzehnte später: „Das 17. Jahrhundert war vorüber.“ Noch immer sah es traurig aus in den Herzogtümern; durch die beständigen Kriegsrüstungen war die Kraft des Landes völlig erschöpft. Der regierende Herzog (Sohn Christian Albrechts und Enkel Friedrichs III.) war der Schwager Karls XII. von Schweden und begleitete diesen auf seinen Kriegszügen in Polen.[4] In der Schlacht bei Clissow 1702 fand er den Tod.[5] In diesem Jahre läßt der Dichter die Aufzeichnungen des Magisters Caspar Bokenfeld beginnen. Der Oberst, der Junker Hinrichs einzige Tochter geheiratet, war schwedischer Offizier und stand vor seiner Vermählung in Diensten Karls XII. Nach dem Tode Herzog Friedrichs (1702) sollte die Herzoginwitwe für den noch unmündigen jungen Herzog die vormundschaftliche Regierung führen. Sie hielt sich mit dem Knaben viel in Schweden, dem Lande ihres Bruders, auf. Die Regierung der Herzogtümer hatte der ränkesüchtige Görtz fast selbständig übernommen.[6] Storm kommt auf die Mißstände seines Regiments mehrmals zu sprechen. Schon in der „Renate“ hat er einige Hinweise darauf gegeben.[7] Graf Görtz war

---

[1] Joh. von Schröder: Darstellungen von Schlössern und Herrenhäusern der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, vorzugsweise aus dem 15. und 16. Jahrhundert (Hamburg 1862).
[2] W. VI, S. 98.
[3] W. VI, S. 115.
[4] Vgl. Schlosser, I. Bd., S. 136.
[5] W. VI, S. 142.
[6] W. VI, S. 150.
[7] W. V, S. 13.

durch schwedischen Einfluß ins holsteinische Ministerium gekommen. Es war ihm gelungen, sich nicht nur die Gunst der verwitweten Herzogin, sondern auch die ihres Schwagers, des Administrators des Herzogtums, Christian August, zu gewinnen.[1] So riß er die Zügel der Regierung allmählich ganz an sich. Die Stände und das Land seufzten unter dem Drucke seiner Strenge und Willkür.[2] Karl XII. war 1707 gegen den russischen Zaren zu Felde gezogen, war aber 1709 bei Pultawa entscheidend geschlagen worden und zu den Türken geflüchtet. In dem nun ausbrechenden russisch-türkischen Kriege wurde er gefangen. Die Zeit seiner Gefangenschaft benutzten seine Gegner für ihre Zwecke. Der Dänenkönig Friedrich IV. eroberte die damals schwedischen Herzogtümer Bremen und Verden. Im Dezember 1712 jedoch schlug der schwedische General Steenbock die Dänen bei Gadebusch und ging bei Lübeck über die Grenze Holsteins. So hatten die Herzogtümer „wieder einmal alle Molesten des Krieges und waren doch im Frieden mit Dänen wie mit Schweden".[3] — Alle diese Ereignisse werden in der Novelle gestreift. Personen und Geschehnisse sind zu den Zeitverhältnissen in Beziehung gebracht. Der Obrist war — wie schon erwähnt — vor seiner Verheiratung schwedischer Offizier; seinen jugendschönen, stolzen Knaben hatte er Anno 1707 nach Stockholm gesandt, wo Junker Rolf „als Page und Leibdiener unserer Herzogin eingestellt wurde; nach deren im darauffolgenden Jahre bereits erfolgten traurigen Absterben trat er als Fahnenjunker in die schwedische Miliz und hatte nunmehr geschrieben, daß er als Lieutenant bei den Dragonern war installirt worden".[4] Später war er als Offizier in der Armee des schwedischen Feldmarschalls Steenbock;[5] als solcher soll er bei einem Überfall der Russen in der Nähe von Husum den Tod gefunden haben. Die Einzelheiten boten dem Dichter auch hier wieder Laß' „Husumische Nachrichten". Deren Benutzung läßt sich an verschiedenen Stellen nachweisen. Die Stadt, aus der Junker Hinrich für den kranken Hans Christoph den Chirurgus holt, ist des Dichters Vaterstadt, das alte Husum. Dort war „auf den dunklen Gassen groß Gewimmel und Gejauchze; war doch am Nachmittage von gesammten Zimmerleuten aus Stadt und Amt der neue Galgen vor dem Osterthore in Präsenz des worthabenden Bürgermeisters aufgerichtet und ihnen dann frei Bier in großen Tonnen vom Magistrat verabreicht worden ...".[6] Die „Husumischen Nachrichten" berichten unter der Jahreszahl 1652 folgendes: „Zu einem neuen Galgen läßt von Alters her die höchste Obrigkeit das Holz ... im Beyseyn des worthabenden Bürgermeisters ... ohne Entgelt ausweisen, fällen und durch die Hardes-Leute auf

[1] Vgl. W. V, S. 13; Schlosser, I. Bd., S. 194.
[2] W. VI, S. 172.
[3] W. VI, S. 173.
[4] W. VI, S. 172.
[5] W. VI, S. 173.
[6] W. VI, S. 94/95.

die Gerichtsstelle fahren: Dieses geschahe den 18, 19, 20, 21 Octobr. h. a. den 22. ejusd. haben der worthabende Bürgermeister, Amtsschreiber und alle Zimmerleute aus der Stadt und dem Amte auf der Gerichtsstelle sich eingefunden, auch letztere zusammen, sobald als der Bürgermeister und der Amtsverwalter den ersten Hieb gethan, den Galgen zu rechte gemacht. Wobey ihnen freye Kost und Bier im Felde gegeben worden. Den 24 Octobr. wurde der Galgen gerichtet, wobey alle Arbeitsleute helfen mußten. Nach dessen Errichtung bekamen die Arbeitsleute ein Stück Fleisch und ein Schinken ..."[1] Es ist charakteristisch für die damalige Zeit, daß die Errichtung des Galgens durch ein allgemeines Volksfest gefeiert wurde.

Die Heilkunst wurde in jenen Tagen vom Barbier ausgeübt. Laß führt die „Articuln" des Husumischen Barbierer-Amtes an. Zum verlangten Meisterstück gehörte u. a. auch die Anfertigung des „Brunnen-Apostali-Pflasters",[2] das auch in Storms Novelle erwähnt wird.[3]

Auch für die Schilderung der kriegerischen Ereignisse hielt sich Storm genau an Laß' Nachrichten:

Laß I, S. 40:	W. VI, S. 173:
„D. 14. Jan. ließ Graf Steinbock,[4] nachdem nach der Schlacht bey Gadebusch die Schweden alhier ins Land gekommen und den Anfang mit Einfoderungen der Brand-Schatzungen gemacht hatten, bei Friedrichstadt über die Eyder eine Brücke schlagen. D. 15. ej. befahl Ihro Königl. Majestät zu Schweden bestelter General Feldmarschall Steinbock, daß die Husumer 500 Tonnen 4 ℔ Bier und 100 Tonnen Rocken zu Brod, zu seiner Armee liefern solten."	„Der Steenbock zog plündernd und brandschatzend bis in unsere Gegend, und mußten die drunten in der Stadt zum Willkommen alsogleich 500 Tonnen Viertthalerbieres und 500 Tonnen Brotkorn zu dessen Armee liefern."

Junker Rolf soll bei den Truppen Steinbocks gewesen sein. Mit einem Posten schwedischer Dragoner sollte er eine Brücke in der Nähe von Husum halten; die Russen wollten dort den Fluß überschreiten.[5] In der Nacht des 24. Januar überfielen sie die wachehaltenden Schweden. Ein Kampf entstand, in dem Junker Rolf durch den

[1] Laß, S. 115 (Anm.).
[2] Laß, S. 123.
[3] W. VI, S. 95.
[4] Der Name wird in den Chroniken Stenbock, Steenbock oder Steinbock geschrieben.
[5] Vgl. W. VI, S. 176.

Lanzenstich eines Russen den Tod gefunden haben soll. Laß meldet über die Ereignisse dieses Tages: „Die Rußische Vor-Truppen kamen d. 24 ej. bey Hollingstedt an, und als sie bey der Brücke alda Posto fassen wolten, kam ein Schwedisches Commando mit ihnen im Gefechte. Von beyden Seiten blieben einige getödtet. Die Schweden, welche die Brücke alda ruinirt hatten, zogen zurück ...“[1]

Der Zeitcharakteristik dienen auch hier wieder einzelne Trachtenschilderungen. Als Junker Detlev zur Vakanzzeit von der Universität nach Hause kam, „reckten alle Bauern nebst Kindern und Gesinde den Hals aus Tür und Fenstern, um den gelehrten Herrn in seiner Alamodekleidung, mit dem weißgepuderten Kopfe, Kniebändern und Manschetten, nachzuschauen“.[2] Der Bevollmächtigte des herzoglichen Rates trägt, als er zur Testamentseröffnung erscheint, eine gepuderte Perücke, wie sie nach den Trachten- und Modeschilderungen bei Laß damals beliebt waren.[3]

Über Antoinette Bourignon, jene merkwürdige Frauengestalt aus dem 17. Jahrhundert, konnte Storm in seinen Quellen ausführliche Mitteilungen finden. „Wegen ihrer irrigen Lehre“, so erzählt Laß, „machte sie sich dergestalt verhaßt, daß sie von einem Orte zum andern fliehen mußte. In dieser Stadt hielt sie sich eine Zeitlang auf, sie verfertigte unterschiedene Schriften, welche sie in ihrem Wohnhause in der Krämer-Straße (alwo sie eine eigene Buchdruckerey hatte), durch ihre Bediente abdrucken lassen ... Von ihren Schriften, als Grab der falschen Theologie, 2.) das Licht der Welt, 3.) das Licht scheinet in der Finsterniß, 4.) die erkannte Unschuld und geoffenbahrte Wahrheit, 5.) eine Warnung wider die Quäker etc. so 1686 in 19. Voll. zu Amsterdam zusammengedrucket, sind unterschiedene zu Flensburg auf dem Markte durch den Scharf-Richter d. 30 Maji 1674. verbrennet worden“.[4] Storm erwähnt die eigenartige Frau nur kurz in den Aufzeichnungen des Magisters Bokenfeld: „Mein Vetter im Dorfe drunten, der Pastor Heike Madsen hatte mir bei gestrigem Besuche ein Buch der holländischen Irrlehrerin, der Antoinette Bourignon, gegeben, so vor Jahren drunten in der Stadt im eigenen Hause eine Buchdruckerei gehalten hatte, um ihre thörichten Meinungen als Bücher ausgehen zu lassen; es führete den Titel: ‚Das Grab der falschen Theologie‘, und ist Anno 1674 auf dem Markt zu Flensburg durch den Scharfrichter verbrennet worden; hatte mein Vetter aber curiositatis halber noch dies Exemplar geborgen.“[5]

Eine eigenartige Persönlichkeit ist auch die alte Dienerin Matten. Sie hat als Augenzeugin den Brudermord aus der Ferne miterlebt;

---

[1] Laß I, S. 40. Vgl. W. VI, S. 176.
[2] W. VI, S. 97.
[3] W. VI, S. 125. Laß, S. 154.
[4] Laß, S. 133/34. Vgl. über A. Bourignon Krafft, S. 187; ferner Beylage 49; auch Petrus Goldschmidt: Morpheus, S. 22.
[5] W. VI, S. 151/52.

sie erkennt auch in dem Wildmeister sofort den früheren Junker Hinrich wieder. Mit des Junkers kleinem Töchterlein war sie nach der Stadt und — als ihre ehemalige Pflegebefohlene wenige Jahre nach der Geburt eines Knaben gestorben war — von dort wieder mit nach Grieshuus gebracht worden. Allmählich war ihr Augenlicht beinahe ganz erloschen. Sie war mit dem Vorgesicht behaftet. Schon als Kind war sie „damit angetan, daß sie Unheil voraussah, das noch geschehen sollte".[1] Die Gabe, die ihr schon als Kind eignete, ist ihr als Greisin geblieben: sie sieht den Tod des Wildmeisters und des Junkers Rolf voraus. Wir müssen uns hier daran erinnern, daß Ostfriesland — ebenso wie Westfalen und Schottland — eine Heimat des zweiten Gesichtes ist.[2] Storm, den alles Geheimnisvolle und Mystische in hohem Grade fesselte, hatte für dieses Voraussehen zukünftiger Dinge großes Interesse. Auch in anderen Novellen begegnen uns derartige, die Zukunft vordeutende Gesichte („H. u. H. Kirch", „Ein Bekenntnis"). — Die alte Matten war die besondere Freundin des kleinen Junkers Rolf. Sie pflegte ihre Reden mit dem Bibelwort zu beschließen: „Bei Gott ist Rath und That!"[3] J. M. Krafft in seiner Husumer Kirchen- und Schulhistorie erzählt vom Leben einer Predigerwitwe Frau Mejers, deren rechtes und immerwährendes „Symbolum" gewesen: „Nu, nu, was soll man tun? Bey Gott ist Raht und That."[4] Wahrscheinlich hat Storm den Ausspruch hier gelesen und ihn dann trefflich zur Charakterisierung der alten Matten angewandt. — Die Worte: „Schlaft wohl, ihr Christenseelen alle!", die die alte Frau vor sich hinmurmelt, als sie mit dem Magister an der Kapellenwand vorbeigeht, entstammen Müllenhoffs Sammlung. In Nr. 555, „Die Seele im Kirchenbann", wird berichtet, daß ein Bauer aus Langballig, der eines Abends spät am Grundtofter Kirchhof vorbeiritt, die Toten mit folgenden Worten grüßte: „Gute Nacht, ihr Christenseelen alle, und gute Nacht du, Peter Jakob."[5]

Für das Motiv des Brudermordes lassen sich mehrere Stücke aus Müllenhoffs Buch zum Vergleiche heranziehen. So bestehen zum Beispiel Beziehungen zwischen den Schicksalen der Brüder von Grieshuus und „der beiden Brüder in Sundewitt"; Pitrou hat sie im einzelnen ausgeführt.[6] Vielleicht hat auch das erwähnte italienische Motiv gerade hierfür die Idee gegeben.[7]

Unter der Überschrift „Die Polakken in Toftlund" wird in Müllenhoffs Sammlung eine Episode aus der Polackenzeit erzählt, die unserem

---

[1] W. VI, S. 134.

[2] Vgl. Storm-Keller-Briefwechsel, S. 146 (Brief Storms vom 4. August 1882).

[3] W. VI, S. 140 und öfters.

[4] Krafft, S. 156.

[5] Vgl. W. VI, S. 153.

[6] Müllenhoff, S. 45 ff.; die Nummern 44—47 behandeln das Motiv der feindlichen Brüder.

[7] Vgl. S. 52.

Dichter als Vorlage diente für die Schilderung, wie der alte Kornschreiber die Polacken überlistete und ihnen die Bienen auf den Hals hetzte. Bei Müllenhoff wird dasselbe erzählt von einem frommen Prediger zu Toftlund. Als ein Haufe Polacken ins Dorf einritt, „da ersann er eine List, um sich vor diesen Gästen zu bewahren. Er hatte in seinem Garten eine große Anzahl Bienenstöcke. Die kehrte er um, so daß der Unterste zu oberst stand, und nun schwärmte eine unsägliche Menge Bienen ums ganze Haus, daß kein Mensch an dem Tage hineinkommen konnte".[1] Am folgenden Tage jedoch kamen die Polacken wieder, der Prediger wurde bei seinem langen Barte ergriffen, der Bart in ein Loch des Türpfostens gestopft und mit einem Pflock darin befestigt. In dieser unbehaglichen Stellung mußte er verharren, bis Leute aus dem Dorfe ihn befreiten. In Storms Novelle wollen die Polacken — es sind in Wirklichkeit Schweden — den alten Kornschreiber mit einem Strick erdrosseln; die schöne Tochter des Mannes haben sie mit Stricken an einen Baum angebunden. Junker Hinrich kommt ihnen bei der sauberen Arbeit in die Quere und rettet den Kornschreiber und sein Kind aus ihren Händen.[2] Die grausame Behandlung, die der alte Prediger in der Sage erfährt, fällt bei Storm — wohl aus ästhetischen Gründen — fort. Noch eine zweite Veränderung nimmt Storm vor; in der Sage muß der gefesselte Prediger stehenbleiben, bis die Polacken abgezogen sind und andere Leute kommen, um ihn zu befreien; in der Novelle kommt die Hilfe in dem Augenblick, als dem Alten der Strick um den Hals gelegt wird und er erdrosselt werden soll. Das ist natürlich wirkungsvoller; ein dramatisches Spannungsmoment wird damit in den Stoff hineingetragen.

W. VI, S. 189 erwähnt der Manuskriptschreiber den „Nachtmahr"; nach Junker Rolfs Tode bringt ein Bauer das Pferd Falada heim und sagt, das Tier sei „hintersinnig" geworden: der Nachtmahr oder sonst was müsse es geritten haben.[3] Der Glaube an den Nachtmahr, der nachts die Schläfer quälen soll, ist uralt. Gratopp legt in seinen Ausführungen dar, daß ein Bild des Schweizerischen Malers J. H. Füßli (1741 bis 1825) zuerst die Aufmerksamkeit des Dichters auf dies Gebilde des Volksglaubens gelenkt hat.[4] Der Glaube an den Nachtmahr war auch in Schleswig-Holstein verbreitet. Müllenhoff bringt ebenfalls unter Nr. 332 mehrere Nachtmahr-Sagen.[5]

Im zweiten Buche von „Grieshuus" hat der Dichter ein Symbol in wirkungsvoller Weise in die Handlung verwoben. Das Geschick des schönen Hohenstaufenjünglings Enzio weist vordeutend auf das frühe Ende des letzten Sprosses von Grieshuus hin. Der Informator Caspar Bokenfeld will die Geschichte vom „König Enzio mit den gol-

---

[1] Müllenhoff, S. 81 (Nr. 87).
[2] W. VI, S. 103/4.
[3] W. VI, S. 189.
[4] Gratopp, S. 43/44.
[5] Vgl. W. III, S. 164, wo Storm eingehend vom Nachtmahr spricht.

denen Ringelhaaren, wie nach der Campagne bei Fossalta die Bologneser ihn in den Kerker stießen, so daß er nimmer wieder mit seinem wehenden Goldhaar durch den Frühlingsmorgen reiten konnte; und wie ein Weib, ein schönes, zu ihm hinabstieg und ihm den Frühling in die Nacht hinunterbrachte",[1] in des Martini Greveri „Weltgemälden" gelesen haben. Meine Nachforschungen, festzustellen, ob ein Werk dieses Autors und Titels existiert, sind bisher ergebnislos geblieben. Wahrscheinlich haben wir es auch hier wieder mit einer dichterischen Fiktion zu tun.

5. Ein Fest auf Haderslevhuus.

„Ein Fest auf Haderslevhuus" führt uns zurück in die Zeit des späteren Mittelalters (14. Jahrhundert). Die erste Fassung der Novelle enthält eine weitläufige historische Einleitung; in der Buchausgabe sind die einführenden Mitteilungen erheblich gekürzt. Der Held der Novelle, die in der ersten Veröffentlichung „Noch ein Lembeck" betitelt war, soll ein Sohn des in alten Urkunden oft genannten Claus Lembeck gewesen sein, der um die Mitte des 14. Jahrhunderts auf seiner Höhenfeste Dorning in Nordschleswig saß. Die holsteinischen Chronisten wissen alle von Claus' und seines Sohnes Henneke Lembecks Taten zu berichten. Storm hat Müllenhoffs Sagen und den Aufsatz über Törning von Dr. Marcus im Volksbuch 1847 für seine Novelle benutzt. Das Übernommene dient indessen nur zur chronikartigen Einkleidung; die eigentlichen Geschehnisse der Sagen wurden nicht verwertet. Ich ziehe im folgenden ausnahmsweise auch die erste Fassung zum Quellennachweis heran, da gerade sie manche Entlehnungen aus den Chroniken enthält. — Der gewaltige Ritter Claus Lembeck war gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts „capitaneus, d. h. ... Statthalter des großen holsteinischen Grafen Gerhard in Nordjütland".[2] Mit dem Dänenkönige Waldemar Atterdag (Woldemar IV.) stand er auf Kriegsfuß. Zehn Jahre später trat er auf die Seite des Königs und wurde Reichsmarschalk in Dänemark. Aber auch das war nicht von Dauer; der Ritter ging, wohin ihn Vorteil oder Neigung zogen. Als Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem König entstanden, trat Ritter Claus wieder auf die Seite von Waldemar Atterdags Gegnern. — In zweiter Ehe heiratete Claus „eine reiche jütische Witfrau, die ihm außer Gütern in Jütland auch die Bergfeste Dorning in Nordschleswig zubrachte".[3] — Ich stelle im folgenden die Stellen der Novelle, die die Benutzung der Quellen deutlich zeigen, den entsprechenden Chronikberichten gegenüber:

---

[1] W. VI, S. 155. Vgl. F. W. Großmann: König Enzio (Berlin 1883; Diss.), S. 1 ff.
[2] Westermanns Monatshefte, Bd. 59, S. 80.
[3] Westermanns Monatshefte, Bd. 59, S. 80. Vgl. W. VI, S. 249.

Müllenhoff (Nr. 26), S. 29/30:

„Der König Woldemar warf bald einen Argwohn auf ihn (Claus Lembeck) und stellte ihm nach. Auf eine Zeit wollte er ihn mit einem Eide verpflichten, weil er in Jütland wohnte. Er aber sagte, er wäre seinen Herrn den Grafen von Holstein verpflichtet. Als ihm aber der König zusetzte, sah Klaes Lembeke sich um und als er merkte, daß er mit guten Freunden wohl verwahret wäre, sprach er: ‚Dieweil der König einen Eid haben will, so schwöre ich ihm, daß ich ihm nimmer will getreu sein.' Darauf antwortete der König: ‚Du hast recht geschworen und wir haben keinen Zweifel daran.' Es nahm der König seine Worte aber gar tief zu Herzen, obwohl er ein Lachen daran gab und sichs nicht merken ließ."

Müllenhoff, S. 30:

„Eines Tages ließ er (der König) ihn (Claus) zu sich rufen nach Woroenburg, unter sicherem Geleite. Klaes Lembeke kam zu Schiffe; als er nun zur Burg hinaufgieng, sang ein Knabe aus der königlichen Dienerschaft, dem er oft, freigebig wie er war, ein gutes Trinkgeld gegeben hatte, ihm zur Warnung diese Worte: ‚Das Wasser steht beim Feuer und siedet schon: Die Eber mögen nur kommen.' Als Klaes Lembeke das hörte, verstand er ihn wohl, begab sich eilend wieder auf sein Schiff und entkam ... Den König aber hat es noch auf seinem Todbette gequält, daß er ihn da-

Storm: „Noch ein Lembeck". Westermanns Monatshefte, Bd. 59, S. 80:

„Der König, obwohl obenhin mit ihm (Claus Lembeck) versöhnt, trug heimlich dem mächtigen Manne einen Groll und verlangte von ihm, dem itzt auch jütischen Eingesessenen den Huldigungseid; der aber weigerte sich: nur seinem Grafen zu Holstein sei er zu Eid und Pflicht verwandt; und da der König härter in ihn drang, blickte er um sich, und als er genug der Freunde stehen sah, hob er sich trotzig auf und sprach: ‚Da denn der König einen Eid von mir verlangt, so schwör ich, daß ich ihm und seinem Reiche niemals treu sein werde!' Und der König tat ein Lachen daran und sagte: ‚Du hast wahr geschworen; du bist mir nimmer treu gewesen und wirst es nimmer sein."

Westermanns Monatshefte, S. 81:

„Der hartnäckige König aber sann auf anderes, und bald, nachdem er vergebens den Ritter zu gewinnen gesucht hatte, lud er ihn zu sich nach Wordingburg und verhieß ihm frei Geleit. Dem traute Claus Lembeck und segelte dahin; als er aber die Stufen des Schlosses hinanstieg, begegnete ihm ein Edelknabe, den er durch seine Freigebigkeit sich einst verpflichtet hatte; der sah wie mitleidig auf den Ritter und summte vor sich hin: ‚Das Wasser ist heiß, der Eber mag nur kommen!' Da stieg Claus Lembeck keine Stufe weiter; er wandte sich, erreichte bald sein Schiff und floh

mals nicht gebrüht hätte, als das Wasser schon heiß war."

nach Hause. Dem König aber solls auf seinem Totenbett noch leid gewesen sein, daß er den Holsten nicht gebrühet habe."

Die Buchausgabe der Novelle faßt die Nachrichten über Claus Lembeck kürzer; es wird nur erwähnt, daß die Höhenfeste Dorning ihm als Erbteil seines jütischen Weibes zugefallen war, und daß der Ritter diese Burg mit Wall und Graben befestigt hatte. „Denn Waldemar Atterdag, der Dänenkönig, trug heimlichen Groll gegen den gewaltigen Mann, der einst aus seinem grimmigsten Feinde sein dienstbeflissener Kanzler geworden war, dann aber wiederum ihm abgesagt und sich zu den Grafen von Holstein, den Schauenburgern, und zum Herzog Waldemar von Schleswig gestellt hatte."[1] Der ergrimmte König versuchte, die Feste Dorning mit seinem Kriegsgeschwader zu „berennen", doch dies gelang ihm nicht; „dann schloß er Frieden und legte, mit Untreue im Herzen, seine Hand in die des Ritters. Als dieser aber bald darnach der tödlichen Nachstellung des Atterdag nur kaum entronnen war, da zog er nach der Insel Föhr, um dort sich eine Burg zu bauen, und ließ die Feste Dorning seinem ältesten Sohne".[2] Dieser wird in den Chroniken Henneke Lembeck genannt. Eine Episode aus seinem Leben wird in beiden Fassungen von „Haderslevhuus" erwähnt, am ausführlichsten wieder und getreu nach den Quellen in der ersten Veröffentlichung.

Volksbuch 1847, S. 116:

„Zu den Zeiten Graf Adolfs in Holstein, der ein weidlicher Kriegsmann und ein großer Feind und Verfolger der öffentlichen Straßenreuber war, ohngefähr ums Jahr 1360, ergriffen die von Kiel ihrer Zweene aus dem Hofgesinde Hennings, Claus von Lembecks Sohn auf Törning, als die da gemeinen Frieden gebrochen und auf den Straßen geraubet hätten und ließen sie mit dem Schwerte hinrichten. Ihr Herr aber nahm sich ihrer an, als die solcher Tat, so ihnen wäre zugemessen worden, unschuldig wären, ward auf die von Kiel übel

Westermanns Monatshefte, S. 81:

„... denn im Jahre 60 (1360) ergriffen die von Kiel zwei von dessen (Henneke Lembecks) Hofgesinde, weil sie auf den Straßen geraubt und den gemeinen Frieden gebrochen hätten, und da Graf Adolf von Holstein ein harter Verfolger der Straßenräuber war, so wollten sie nicht dahinten bleiben und ließen den Friedensbrechern auf dem Markte das Haupt vor die Füße werfen. Darob ergrimmte Henneke Lembeck, und wenn die Kieler zu Markt nach Eckernförde zogen, so lag er mit Reisigen am Wege und erschlug ihrer viele. Aber die

[1] W. VI, S. 249.
[2] Ebenda.

zufrieden, gab Achtung auf die Zeit, wann sie zu Markt gen Eckernförde zögen, und schlug ihrer Viele todt, Etliche nahm er auch gefangen. Solches verdroß die Grafen Adolf und Nikolaus, daß er sich solcher Gewalt unterstände ohne alle vorgehende an sie gethane Anklage, und ließen ihm Feindschaft ankündigen. Er war gesessen unter dem Herzogtum Schleswig, dessen Herr damals unmündig war und daß daher von des nächsten Herrn nachgelassener Wittfrau regiert ward. Dieselbe ließ sichs merken, daß sie ihren Edelmann schützen wollte und nahm auch Feindschaft für. Die Grafen von Holstein rüsteten sich und zogen in Jütland; darinnen belagerte Graf Adolf das Schloß Tondern und Graf Nikolaus Hadersleben, welches sie beide gewannen. Und kamen also die Schlösser wiederum an die Grafen von Holstein. Die Vestung Törning aber, welche nicht zu gewinnen war, ließen sie bleiben."

Holsteinischen Grafen Adolf und Nikolaus verdroß es, daß er ohne Anklage sich solcher Gewalt unterstünde, und es entbrannte darob endlich ein Kriegshandel zwischen denen von Schleswig und von Holstein, in dem die Feste Dorning aufs neue umsonst belagert wurde."

Die Buchausgabe faßt auch diese Mitteilung in einen Satz zusammen: „Das aber (der älteste Sohn von Claus Lembeck) war nicht, wie ein Chronist es dem andern nachgeschrieben hat, der Henneke Lembeck, welcher späterhin die Kieler in Noth brachte, weil sie einigen seiner straßenräuberischen Burgleute den Kopf hatten vor die Füße legen lassen; es stand noch Einer zwischen ihnen, von dem jede Kunde fast verschollen scheint: der älteste Sohn des vielberufenen Ritters war Rolf Lembeck und saß, wenn auch nur wenig Monde, auf Schloß Dorning."[1] Von diesem Rolf Lembeck will der Dichter in der Novelle erzählen. Storm gibt in der ersten Veröffentlichung von „Haderslevhuus" ein Büchlein an, aus dem er den Stoff zu der Erzählung geschöpft haben will. „Da ich noch sehr jung war," so heißt es da, „ging aus dem Nachlaß eines alten Organisten in dem friesischen Dorfe Langenhorn, der einstmals Theologie studiert hatte, dabei ein tüchtiger Musikus und bis an sein Ende ein eifriger Büchersammler war, ein kleiner Pergamentband durch meine Hände, dessen Titel mir noch

[1] W. VI, S. 249/50.

gegenwärtig ist: ‚Historiolae, seu de quorundam in Slesvico-Holsatia nobilium vitis atque rebus gestis'. Des Verfassers und der Jahreszahl, wenn eine solche angegeben war, entsinne ich mich nicht mehr...“[1] Die Angabe ist wohl dichterische Fiktion und gemacht im Interesse der chronikartigen Einkleidung der Handlung. Wenigstens ist es mir nicht gelungen, eine Spur der Persönlichkeit eines Rolf Lembeck zu finden.[2]

Rolf Lembeck hat nach dem Wunsche seines Vaters Wulfhild, eine schöne, stolze Wittib aus dem Geschlechte der Schauenburger, als seine Gemahlin heimgeführt und bewohnt mit ihr die Höhenfeste Dorning. Aber das Glück echter Minne kann er in den Armen seines Weibes nicht finden. Wulfhild ist ein leidenschaftlicher Charakter; sie hat den ersten Gatten, der sie um grobhaariger Dirnen willen verachtete, mit Rattengift aus der Welt geschafft. In einer mondhellen Sommernacht, als Rolf Lembeck sich aus den Armen seines Weibes losgerissen hat, um auf eine Wildkatze Jagd zu machen, erblickt er im Burggarten von Haderslevhuus die, die seines Lebens Schicksal und Verhängnis werden sollte. Über die Brüstung lehnt in weißen Gewändern ein Weib, fast noch ein Kind. Es ist Dagmar Ravenstrupp, die Tochter des dänischen Schloßhauptmanns Hans Ravenstrupp. Rolf glaubt, ein Wunder zu erblicken, als er die zarte Gestalt Dagmars dort oben sieht. Mit Worten aus Meister Gottfrieds Tristan begrüßt er sie, und aus demselben Buche ruft sie ihm ihre Antwort zu. Es bleibt nicht bei der einmaligen Begegnung; im Burggarten von Haderslevhuus treffen sich die Liebenden allabendlich. Die Liebe zu der kleinen, fast überzarten Dagmar prägt sich im ganzen Wesen Rolfs aus, so daß sein Weib Verdacht schöpft. Durch ihren Diener Gaspard erfährt sie das heimliche Minneglück ihres Gatten. Sie entdeckt dem Vater Dagmars das Liebesverhältnis; dieser läßt die Pappel fällen, an der Rolf Lembeck bei seinen nächtlichen Besuchen im Burggarten hinaufgeklettert war. So können die Liebenden nicht mehr zusammenkommen. Das Leid der Minne wirft die arme Dagmar aufs Krankenlager, von dem sie sich nicht mehr erhebt. Der Schloßhauptmann, der in Rolf den Mörder seines Kindes haßt, beschließt, furchtbare Rache zu nehmen. Er gebietet seinen Leuten, den Tod seiner Tochter drei Tage lang geheim zu halten. Durch einen Boten läßt er Rolf Lembeck dann zur Hochzeit Dagmars einladen. Als dieser jedoch die Geliebte tot im

---

[1] Westermanns Monatshefte, Bd. 59, S. 81/82.

[2] Die in der Kieler Universitäts-Bibliothek vorhandenen handschriftlichen „Casus tragici“, besonders des Martin Coronaei „Epithaphia stupenda et horrenda nobilium Slesvico Holsatorum nondum parnassò, sed hòrrenti caucaso natorum (d. i. Erschreckliche Todesfälle, die sich unter etlichen vom Adel des Herzogtums Schleswig-Holstein in vorigen seculis zugetragen haben sollen)“, erwähnen nur Henneke Lembecks Zusammentreffen mit den Kieler Marktleuten. Auch Bremers „Chronicon Kiliense tragicum-curiosum (1432—1717)“ in den „Mitteilungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte (1901)“ bringt nur die karge Notiz über Henneke Lembeck.

Sarge erblickt, da reißt er die teure Gestalt an sich, um sie noch einmal für sich allein zu haben. Entsetzt folgt der Vater dem mit der Leiche forteilenden Ritter. Als dieser Tritte hinter sich hört, besteigt er die Plattform des Turmes und stürzt sich mit der teuren Bürde auf den Armen in die Tiefe hinab.

Man hat diesen Schluß „allzu opernhaft“ genannt — wohl nicht ganz mit Unrecht —, aber er übt doch eine erschütternde Wirkung auf den Leser aus. Die Motive für die Katastrophe gab dem Dichter eine heute verschollene Ballade von Heinrich Wenzel: „Die Hochzeitsfeier“. Ich lasse sie im Wortlaut folgen:

Im Grafenschloß beim Kerzenschein
Steht eine schwarze Bahre,
Drinn' ruht ein blasses Mägdelein
Mit langem, blondem Haare;
Im Antlitz zuckt ihr noch der Schmerz,
Der ihr den Tod gegeben,
Doch stille steht das arme Herz
Und ruhet aus vom Leben.

Ein mächt'ger Herzog schön und fein
Hat ihr die Treu versprochen,
Und hat dem armen Mägdelein
Nachher sein Wort gebrochen,
Hat ihr geraubt der Unschuld Glück,
Sie treulos dann gemieden;
Da brach der Tod den trüben Blick
Und gab ihr seinen Frieden.

Am Sarge steht der alte Graf,
Kein Wörtlein läßt er hören,
Als fürchtet er, aus süßem Schlaf
Die Tochter aufzustören;
Doch wie er hinblickt auf den Sarg,
Denkt an ihr frühes Ende,
Da wird sein Schmerz zu tief und stark,
Als daß er Tränen fände.

Und endlich rafft der Greis sich auf,
Und rufet seine Knechte:
„Wer ist, der wohl im schnellsten Lauf
Dem Herzog Kunde brächte?
Der möge, daß in stiller Nacht
Von heut nach dreien Tagen
Mein blasses Mädchen Hochzeit macht,
Dem stolzen Herzog sagen.

Der lad' ihn auch fein höflich ein,
Er mög' es nicht verschmähen,
Mit mir und meinem Töchterlein
Die Hochzeit zu begehen;

Der sag' ihm auch, man warte sein
In Liebe und in Freude,
Geschmückt sei schon mein Töchterlein
Mit ihrem Hochzeitskleide!"

So spricht der Greis, und schnell enteilt
Ein Knecht mit flücht'gen Schritten,
Den Herzog, der zu Hause weilt,
Zur Hochzeit herzubitten.
Er tritt hinein zum stolzen Mann,
Und bringt mit kühnem Munde,
Sieht dieser gleich ihn finster an,
Die aufgetragne Kunde.

„Herr Herzog, daß in stiller Nacht
Von heut nach dreien Tagen
Des Grafen Tochter Hochzeit macht,
Das hab' ich Euch zu sagen.
Auch ladet er durch mich Euch ein,
Ihr möchtet nicht verschmähen,
Mit ihm und seinem Töchterlein
Die Hochzeit zu begehen."

Der Herzog hielt den Boten an
Und spricht: „Ich werde kommen!
Daß sie des Leids sich abgetan,
Mag Eurer Herrin frommen!"
Der Diener sieht den Herzog an
Und spricht: „So ist's geschehen,
Daß sie des Leids sich abgetan,
Ihr werdet selbst es sehen!"

Nach dreien Tagen in der Nacht
Glänzt hell vom Fackelscheine
Des Grafen Schloß in düstrer Pracht
Aus dunklem Eichenhaine;
Doch still ist's drinnen in dem Schloß
Mit Werken und mit Worten;
Da kommt der Herzog, hoch zu Roß,
Und donnert an die Pforten.

Der Graf geht hin und läßt ihn ein,
Und heißt ihn ernst willkommen,
Daß er zu seinem Töchterlein
Zur Hochzeit hergekommen;
Drauf führt er ihn durch einen Gang
In abgemeßnem Schritte,
Die Trepp' hinauf, die Hall' entlang
Bis in des Hofes Mitte.

Doch still und stumm ist's überall
Bis in des Hofes Mitte;

Der hohen Wände Widerhall
Verhöhnt die leisen Schritte.
Da tönt kein Jubel, tönt kein Klang,
Der an die Hochzeit mahne,
Der Wind nur saust im öden Gang,
Am Turme knarrt die Fahne!

Der Herzog bleibet stehn und spricht:
„Wie soll ich dieses deuten?
So stumm und schweigend pflegt man nicht
Die Hochzeit zu bereiten!"
Der Graf spricht: „Herzog, laßt das sein!
Es darf Euch nicht erschrecken:
Noch schläft mein süßes Töchterlein,
Und niemand will es wecken!"

Und weiter gehn sie beide stumm,
Und treten in die Halle;
Da stehn der Männer viel ringsum
In schwarzen Kleidern alle:
Sie stehen da und sprechen nicht
Und schauen vor sich nieder;
Bleich ist und starr ihr Angesicht,
Und regungslos die Glieder.

Der Herzog bleibet stehn und spricht:
„Wie soll ich dieses deuten?
So feiert man die Hochzeit nicht
Mit schwarzen, stillen Leuten!"
Der Graf spricht: „Herzog, laßt es sein!
Es sind die Hochzeitsgäste,
So wollte sie mein Töchterlein
Bei ihrem Hochzeitsfeste!"

Und wieder wird es still im Saal,
Stumm steht die blasse Runde,
Da tönt herab mit ernstem Schall
Die mitternächt'ge Stunde;
Und plötzlich klingt ein Grabgesang
Von süßen Frauenstimmen;
In Tränen muß bei diesem Klang
Wohl jedes Auge schwimmen.

Da wird dem Herzog weh und bang;
Er spricht: „Was soll dies heißen?
Das ist kein hochzeitlicher Klang,
Das sind des Grabes Weisen!"
Der Graf spricht: „Herzog, laßt es sein!
Gleich wird die Braut erscheinen,
Gar gerne hat's mein Töchterlein,
Wenn ihre Gäste weinen."

Und plötzlich öffnet sich die Tür,
Und schweigend, Paar an Paare,
Tritt eine Schar von Frau'n herfür
Mit einer schwarzen Bahre;
Drinn' schläft ein blasses Mägdelein
Mit langem blondem Haare,
Und Frau'n und Männer wechselnd streu'n
Ihr Blumen auf die Bahre.

Der Herzog sieht's; sein Haar, es sträubt
Sich auf, die Wangen bleichen;
Wie auch die Angst ihn drängt und treibt,
Er steht und kann nicht weichen,
Sein Auge rollt er stier und wild
Umher im düstern Kreise,
Und vor dem bleichen Engelbild
Erstarrt sein Blut zu Eise.

Da faßt der Graf ihn bei der Hand:
„Nun, Herzog, auf zum Tanze!
Siehst du die Braut im Brautgewand,
In ihrem Hochzeitskranze?
Spielt auf, ihr Leute, nun beginnt
Der lust'ge Hochzeitsreigen:
Der Bräut'gam wird mit meinem Kind
Ins kühle Brautbett steigen!"

Schon packt des Wahnsinns wilder Arm
Dem Herzog die Gedanken;
Wild tanzt um ihn der Lichter Schwarm,
Und alle Wände wanken;
Er flieht hinweg mit wildem Lauf,
Es läßt ihn nirgend weilen;
Er irrt treppab, er irrt treppauf
Umher in wildem Eilen.

Und endlich steht er auf dem Turm
An jähen Abgrunds Rande;
In seinen Locken wühlt der Sturm,
In seiner Brust die Schande.
Und wie er drunten hört am Grab
Die letzten Sterbelieder,
Da stürzt er in die Tief' hinab
Und sinkt zerschmettert nieder.[1]

Auch Rolf Lembeck hat der armen Dagmar Ravenstrupp das Herz gebrochen; auch in „Haderslevhuus" hat der betrübte Vater den Plan ausgesonnen, den Geliebten seines Kindes statt zum Leichenbegängnis zur Hochzeitsfeier einladen zu lassen. Aber viel schärfer als in Wenzels

[1] H. Wenzel: Gedichte (Glogau 1836), S. 101—108.

Ballade sind in Storms Erzählung die Gegensätze herausgearbeitet. Der Bote, der die Einladung überbringt, kommt nicht, wie die Sitte es heischt, bei hellem Tage, sondern in stiller Mondnacht. Bunt und lustig ist er gekleidet; „von der Achsel hing ihm ein lichtrot Seidengeschnür, auch solche Feder von der Haubenkappe. Als er aber schwerfällig von seinem weißen Pferd gestiegen und, das Tier dem Knecht übergebend, mit entblößtem Haupte vor den Ritter getreten war, sah dieser, daß er ein alter Mann sei, dessen weißer Knebelbart über einem zahnlosen Munde hing".[1] Die angebliche Hochzeit Dagmars soll — wie bei Wenzel die der Grafentochter — in der Nacht, wenn der Mond eben aufgegangen ist, stattfinden. Rolf Lembeck legt ein schwarzes Gewand zur Hochzeit an. Im Herzen ist ihm gar nicht hochzeitlich zumute, und scharf kontrastiert seine düstere Stimmung mit der fröhlichen des Junkers Gehrt; dieser „mußte seinem inneren Jauchzen Luft geben, denn er dachte an den Reigentanz mit holdgeschmückten Jungfräulein, dem er entgegenreite".[2] Beim Näherreiten glaubt er, Flöten und Geigen von der Burg herunter zu vernehmen. Es ist das Kreischen der Wetterfahnen auf den kleinen Türmchen. Auf der Burg herrscht kein frohes, hochzeitliches Treiben; totenblaß, in schwarzen Trauergewändern, tritt Hans Ravenstrupp dem Ritter entgegen und redet ihn an: „Nehmt Dank, Herr Ritter, von mir und für mein Kind! Ihr durftet hier heut' nicht fehlen!" Der Burghof ist voll Menschen, aber alle tragen schwarze Kleider, und Totenstille herrscht unter ihnen. Rolf Lembeck sieht sich beklommenen Herzens um und fragt: „Der Hof ist voll Menschen, Herr, was ist es so totenstille hier?" Hans Ravenstrupp antwortet: „Mein Kind hat viel Leid gelitten, ... es bedarf der Ruhe." Rolf erkundigt sich dann nach der Braut, um ihr Wunsch und Ehrerbietung zu Füßen zu legen. Der Schloßhauptmann geleitet seinen Gast in die große Halle; dort erblickt Rolf zu beiden Seiten „Männer und Frauen, alle in feierlicher Ruhe und in schwarzen Gewändern".[3] Dem jungen Ritter wird es immer schwerer ums Herz. „Herr Schloßhauptmann," sprach er wieder, „wollet mir sagen, ich sah noch nimmer eine Hochzeit mit so dunklen Gästen." Der aber erwiderte: „Seit drei Tagen hat mein Kind sich Schwarz zur Leibfarbe angenommen; es ist wohl seltsam, doch es ist mein letztes — so muß ich ihr den Willen tun. Geduldet Euch, die Braut wird gleich erscheinen." Rolf Lembeck schweigt, und unter all den Menschen war es wieder lautlos still.[4] Da vernimmt der Ritter, von jungen Frauenstimmen gesungen, ein „De profundis"; die Türe öffnet sich, und herein tritt ein Zug von Jungfrauen, die eine Totenlade auf den Schultern tragen. Sie setzen sie nieder auf die Sammetbühne, und Rolf Lembeck erblickt das süße Kinderantlitz der toten Geliebten. Da ist der Bann

[1] W. VI, S. 316.
[2] W. VI, S. 319.
[3] W. VI, S. 321.
[4] W. VI, S. 321.

gebrochen; mit einem Schrei stürzt er auf die Bahre zu und — hier weicht Storm wohl bewußt von seiner Quelle ab — küßt das stille Gesicht Dagmars, hebt die Leiche dann mit jähem Griff aus der Lade und entflieht mit ihr. Treppauf und treppab eilt er mit der teuren Bürde; entsetzt und verzweifelt folgt der unglückliche Vater. Durch Kammern und Säle flieht Rolf, wohin, das weiß er selbst nicht, nur noch eine stille letzte Stunde mit der toten Geliebten will er haben. Er erreicht die Treppe, die zu der Plattform des stumpfen Turmes führt, und eilt hinauf. Da erschallen Tritte auf der Wendeltreppe, und in bitterem Flehen ruft Dagmars Vater: „Rolf! Rolf Lembeck, gib mir mein Kind! Was gilt dir noch der tote Leib?“[1] Rolf aber hört nicht auf die Worte. Mit der Leiche der Geliebten stürzt er sich vom Turm hinab in die Tiefe. Durch die Veränderungen, die Storm vorgenommen, wird das Grausige der Katastrophe noch erhöht. Rolf Lembeck ist der Geliebten nicht im Herzen untreu geworden, wie der Herzog in der Ballade. Seine Schuld liegt darin, daß er als Gatte eines anderen Weibes ein Liebesverhältnis mit Dagmar beginnt. Und eben, als ihm Befreiung aus den Banden seiner Ehe winkt, da kommt die schreckliche Katastrophe auf Haderslevhuus. Der Gattenmord Frau Wulfhilds ist offenbar geworden. Eine Mörderin kann nicht das Weib eines Lembeck sein. Rolf hat deshalb Schritte getan, sich von Wulfhild scheiden zu lassen, um Dagmar als seine Gattin heimführen zu können. Da trifft ihn der schwere Schlag. Die Geliebte ist tot, gestorben an dem Leid der Minne durch seine Schuld. Es liegt eine erschütternde Tragik in diesem Kontrast. In der Quelle fand Storm hierüber keinerlei Andeutung.

Wie schon in einer der Jugendnovellen Storms („Späte Rosen“, 1859), spielt auch in „Haderslevhuus“ Meister Gottfrieds „Tristan und Isolde“ in die Handlung hinein. Wie dort durch die Lektüre des mittelalterlichen Liebesliedes die Glut einer leidenschaftkichen Liebe im Herzen des Erzählers entfacht wird, so weckt hier das alte Lied in Dagmars Seele die Sehnsucht nach dem Glück der Minne. Bei der ersten Begegnung ruft Rolf Lembeck der holden Jungfrau im Burggarten von Haderslevhuus die Worte aus dem „Tristan“ zu: „O Schöne, Selige! Gott woll' ein süßes Leben so süßem Geschöpfe geben!“[2] Und aus demselben Buche ruft Dagmar ihre Antwort: „Dé te bénie! Gott segne dich! Et merci, gentil Sir!“[3] Wie im Tristan des mittelalterlichen Sängers die Liebe als Wirkung eines Zaubertrankes erscheint, so fühlt auch Rolf Lembeck sich bei der ersten Begegnung mit der Tochter des dänischen Schloßhauptmanns wie von einem Zauber berührt. Wie Isolde in dem alten Liede, so ist hier Rolf Lembeck durch die Bande der Ehe gefesselt. In seinem heimlichen Liebes-

---

[1] W. VI, S. 324.
[2] W. VI, S. 276.
[3] W. VI, S. 277.

verhältnis mit Dagmar liegt daher ein Unrecht, eine Schuld, für die er schwer büßen muß. Dagmar ist ganz unschuldig; in ihrem Kindergemüt ahnt sie nicht, daß der Geliebte nicht mehr frei ist. Die Erkenntnis der wahren Sachlage versetzt ihrem Herzen den Todesstoß.

Kolorit und Ton der Zeit sind auch in „Haderslevhuus" gut getroffen. Wir werden zurückversetzt in die Zeit des Minnesanges; wir sehen das Leben auf den Ritterburgen vor unseren Augen sich abspielen. Wie es Brauch war in damaliger Zeit, wird Rolf Lembeck in der väterlichen Burg durch einen „Klerikus" in den Wissenschaften des Quadriviums unterrichtet. Danach sandte ihn der Vater auf die Universität Paris, „und der Junker begann sogleich ein eifrig Studium: er lernte höfisch fechten, er lernte tanzen und die Laute spielen, auch klingende Schanzunen dazu flechten, und was der schönen Künste sonst noch waren ... Dann ward ihm noch ein fröhlich Jugendjahr auf der neuen universitas zu Prag, wo derzeit der deutsche König Karl (IV.) seinen Hof hielt. Hier lernte er die großen deutschen Dichter kennen, den Iwein und den Armen Heinrich Hartmanns von Aue, die Lieder des Oesterreichers von der Vogelweide, sogar ein Stück von Wolframs Parcival hatte er gelesen. Was aber ganz sein Herz gefangen hatte, das war des Straßburger Meisters Liebeslied von Tristan und Isolde".[1] Mancherlei Anleihen bei den höfischen Dichtern des 13. Jahrhunderts geben der Novelle die „Zeitfarbe". Auf die Entlehnungen aus Gottfried von Straßburgs Tristan wurde bereits hingewiesen.[2] Auch der „Arme Heinrich" spielt in die Handlung hinein. Eines Abends liest die alte Base Dagmar die schöne Dichtung vor. „Wie krystallene Tröpflein fielen die lichten Worte" in die Seele Dagmars und machten ihr Wesen und Bedeutung der Minne für das Frauenleben wie mit einem Schlage klar.[3] So wird sie in die Stimmung gebracht, die sie dem Liebeswerben Rolfs nur allzu gefügig macht.

In der ersten Fassung der Novelle findet sich auch eine fast wörtliche Entlehnung aus dem bekannten Spruche Walthers von der Vogelweide:

„Ich saz ûf eime steine
und dahte bein mit beine ..."[4]

Von Gaspard, dem Diener Frau Wulfhilds, heißt es einmal: „Bein auf Beine saß er sinnend."[5] In der Buchausgabe hat Storm den Ausdruck wieder beseitigt.[6]

---

[1] W. VI, S. 250/51.

[2] Vgl. S. 70.

[3] Vgl. W. VI, S. 271.

[4] Walther von der Vogelweide. Hg. von Franz Pfeiffer und Karl Bartsch. 1. Bd. der „Deutschen Klassiker des Mittelalters" (Leipzig 1911), S. 133.

[5] Westermanns Monatshefte, Bd. 59, S. 87.

[6] Storm gebraucht dasselbe Zitat auch in einem Briefe an G. Keller vom 30. April 1881: „... ich sitze auf den Knieen schreibend, ‚Bein gedeckt mit Beine' an einem Ostfenster ..." (Storm-Keller-Briefwechsel, S. 106).

Eine deutliche Anlehnung an das Nibelungenlied enthalten die Worte am Schluß der Novelle: „— — So endeten zwei schöne Menschenblüten, und so endet diese Märe; es war, wie es in unserem alten Liede heißt: ‚daß Liebe stets nur Leiden am letzten Ende gibt‘.“[1]

Frau Wulfhild, die Gattin Rolf Lembecks, stammt aus einem Nebenzweige der regierenden Schauenburger; sie war „die junge Wittib eines holsteinischen Ritters Hans Pogwisch“.[2] Die Pogwisch waren ein bekanntes Adelsgeschlecht in Schleswig-Holstein. Den Namen konnte Storm in fast allen Chroniken seiner Heimat finden. Müllenhoffs Sammlung erwähnt eine Frau von Poggwisch, die um das Jahr 1704 gelebt haben soll, und die als Muster einer tapferen und treuen Hausfrau und Mutter geschildert wird.[3]

Einige Züge zu Frau Wulfhilds Charakter mag Storm aus Müllenhoffs Sagen (Nr. 144) entnommen haben. Dort wird von einer schönen Herrin auf Schloß Törning, Sara Limbeck, erzählt, daß sie ihren alten, kranken Gatten, an dessen Seite sie sich einsam fühlte, vernachlässigte. Der Ritter starb eines Tages unbeweint. Zur Strafe muß Frau Sara auf Schloß Törning umgehen. — Auch Wulfhild sah sich in ihrer ersten Ehe an die Seite eines ungeliebten Mannes gefesselt, der noch dazu sein schönes, blondes Weib vernachlässigte und grobhaarigen Dirnen nachlief. Als ihr der Gatte, der im Kampfe schwer verletzt worden war, todwund ins Haus gebracht wurde, da pflegte sie ihn zwar und legte ihm immer wieder nasse Binden auf, aber sie tat das nur in heimlicher Freude darüber, daß sie nun bald von ihrem Eheherrn erlöst sein werde. Wider Erwarten besserte sich der Zustand des Kranken. Da reichte Frau Wulfhild ihm Rattengift in einem Tranke; am nächsten Morgen war er eine Leiche.

Für die grausige Schilderung der Pest gab ebenfalls ein Stück aus Müllenhoffs Buche die Motive. Von Norden her steigt ein schwarzer Nebel aus der Erde und bewegt sich weiter wie eine Wolke, die sich als schwarze Nebelflocken auf die Erde niederläßt. Hans Ravenstrupp mit den Seinigen begibt sich in die Burgkapelle. „Drinnen aber zogen schwarze Nebelflocken unter der gewölbten Decke und verbargen das Antlitz des Crucifixus über dem Hauptaltar. ... Alle lagen auf ihren Knieen in den Stühlen und beteten stumm und schrieen mit gerungenen Händen zu Gott und allen seinen Helfern. — Sie hätten es sich sparen könen; denn der schwarze Tod war gekommen, der die Welt leer fraß und gegen den nichts half als sterben.“[4] Ganz ähnlich ist die Schilderung bei Müllenhoff Nr. 329: „Der schwarze Tod“. Hier kommt von Nordosten ein schwarzer Nebel. Eine alte Frau mahnt zum Beten: „Dat is niks as de swarte Doet, de op uns Dörp to kömmt: hyr hölpt niks anners as wy maed all to unsen Herrgott bäden, dat

[1] W. VI, S. 325.
[2] W. VI, S. 252.
[3] Müllenhoff, Nr. 29.
[4] W. VI, S. 265.

he uns verschonen mag." Und Männer und Frauen rangen die Hände und beteten zu unserm Herrgott. — Durch schreckliche Vorzeichen wird die Pest angekündigt: Um das Julfest sind 13 Kühe jählings wild geworden, und als man nach dem Backen das erste Gerstenbrot anschnitt, traf man auf schwarzes Blut.[1] Das Julfest war das altheidnische Opferfest der Wintersonnenwende; eine Reihe abergläubischer Bräuche knüpfte sich daran; nach Wutke (S. 74) war es besonders die Zeit der Wahrsagereien und Vorbedeutungen. „Im Gebahren der Rinder sieht man in Süddeutschland wie in Oldenburg und sonst Vorzeichen, z. B. muß der Herr sterben, wenn die Rinder den Kopf steil emporhalten."[2]

Spuren des uralten Werwolfglaubens will Gratopp sehen in einem Ausspruch Gaspards, des Narren; in seine Erzählung von den nächtlichen Besuchen Rolf Lembecks bei der schönen Dagmar Ravenstrupp verflicht er diesen Volksglauben: „Ihr hörtet wohl schon sagen: es springt ein Wolf, auch eine rote Maus uns in den Weg, und faßt man's mit dem rechten Wort, so hat man ein altes Weib oder gar einen jungen Knecht in seiner Hand!"[3] „Eine Maus, besonders eine rote Maus, gilt nach altem Glauben für eine Seele. ... Die verwandelte Seele, den Werwolf, kann man nun durch ein besonderes Wort, meist dreimaliges Aussprechen des Taufnamens (Wutke, S. 407; Müllenhoff, Nr. 319) zur Rückverwandlung zwingen."[4] Auch Müllenhoff teilt in seinem Buche einige schleswig-holsteinische Werwolfsagen mit.[5]

Die alte Base warnt Dagmar vor der anbrechenden Nacht: „Ei Kind, es wird ja Nacht, und du weißt, der alte Joseph sagt, die Unholden schauen dann aus dem Boden."[6] Mit dem Worte „Unholden" bezeichnet der Volksglaube finstere, bösartige Geister; Müllenhoff erwähnt sie öfters (so in Nr. 42 und Nr. 324). In der Novelle ist die Bemerkung gebraucht, um das Unheimliche der Nacht zum Ausdruck zu bringen. Dagmar kehrt sich nicht an die Worte der Greisin; sie erwartet ja gerade in der dunklen Nacht ein süßes Minneerlebnis.

[1] W. VI, S. 264.
[2] Gratopp, S. 59/60.
[3] W. VI, S. 305.
[4] Gratopp, S. 43.
[5] Müllenhoff, Nr. 318, 319, 320.
[6] W. VI, S. 284.

Verzeichnis der hauptsächlich benutzten Literatur:

Biese, A.: Theodor Storm. Preußische Jahrbücher, Bd. 60 (1887), S. 219—228.
Biese, A.: Theodor Storm und der moderne Realismus. Literarische Volkshefte Nr. 9. Berlin 1888.
Biese, A.: Deutsche Literaturgeschichte, III. München 1911.
Biese, A.: Die Dichtung Theodor Storms. Konservative Monatsschrift, Bd. 66 (1909), S. 589—605.
Biernatzki: Volksbuch für die Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Altona. Jahrgang 1846 bis 1851. Zitiert: Volksbuch 1846 ff.
Bracher, H.: Rahmenerzählung und Verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer und Th. Storm. (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte. Herausgegeben von Dr. O. F. Walzel. Neue Folge. Heft III.) Leipzig 1909.
Chamisso, A. von: Gesammelte Werke. Herausgegeben von Max Koch. 2. Bd. Stuttgart, o. J.
Dammann, H.: Theodor Storms Heimatkunst. Neuphilologische Blätter 17 (1909/10), S. 264—274, 326—333.
Deecke, E.: Lübische Geschichten und Sagen. 5. Aufl. v. H. Wohlert. Lübeck 1911.
Dreesen, W.: Romantische Elemente bei Theodor Storm. Bonn 1905 (Diss.).
Eichentopf, H.: Theodor Storms Erzählungskunst in ihrer Entwicklung. Marburg 1908 (Diss.).
Gilbert, H.: Theodor Storm als Erzieher. Lübeck 1904.
Goldschmidt, P.: Höllischer Morpheus wider die vorige und heutige Atheisten, Naturalisten und namentlich wider den Schwarmgeist D. Beckern in der Bezauberten Welt. Hamburg (G. Liebernickel) 1698. 2. Auflage 1704.
Gratopp, K.: Volkspoesie und Volksglauben in den Dichtungen Theodor Storms. Rostock 1914 (Diss.).
Herrmann, W.: Theodor Storms Lyrik. 17. Bd. von A. Kösters Probefahrten. Leipzig 1911.
Krafft, J. M.: Ein Zweyfaches Zwei-Hundert-Jähriges Jubelgedächtnis, deren das Erste In einer ... Predigt vorstellet die Reformation ... in diesen Hertzogthümern Schleswig und Holstein ... das andere aber Eine völlige Historie des ... N. Testaments. Dem beygefüget ist I. eine Zwey-Hundert-Jährige Husumische Kirchen- und Schul-Historie; II. Eine ausführliche Lebensbeschreibung des ... Hn. M. Jacobi Fabricii. Hamburg, J. W. Fickweiler, 1723. Zitiert: Krafft.
Krey, Enno: Das Tragische bei Theodor Storm. Marburg 1914 (Diss.).
Krüger, F.: Theodor Storm in Lübeck. Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte, Bd. 13, S. 361—383.
Laß, J.: Sammlung einiger Husumischer Nachrichten von Anno 1089 bis Anno 1700 ... Flensburg 1750. — Fortsetzung der Sammlung ... de Anno 1701—1750. Ebenda 1750. — Laß, J.: Sammlung Husumischer Nachrichten; Zweyter Fortsetzung 8 Stücke. Ebenda 1752. Zitiert: Laß, Laß I, Laß II.
Litzmann, C. C. T.: Emanuel Geibel. Berlin 1887.
Martens, A.: Theodor Storms Renate. Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Jahrg. 22 (1908), S. 97—106.
Matthias, Th.: Theodor Storm als Novellist. Zeitschrift für den Deutschen Unterricht, Jahrg. 13 (1899), S. 521—556.

Meyer, K.: Die Technik der Gestaltendarstellung in den Novellen Theodor Storms. Novellen der Frühzeit. 1847—1872. Kiel 1907 (Diss.).
Mörike-Storm-Briefwechsel. Herausgegeben von Jacob Bächtold. Stuttgart 1891.
Müllenhoff, K.: Sagen, Märchen und Lieder der Herzogtümer Schleswig, Holstein und Lauenburg. Kiel 1845. Anastatische Reproduktion des ersten Abdruckes der Auflage vom Jahre 1845. Siegen 1911. Zitiert: Müllenhoff.
Peyn, B.: Theodor Storms lyrisches Schaffen. Marburg 1913 (Diss.).
Pitrou, E.: Une source des nouvelles de Theodor Storm: Le recueil des „Sagen, Maerchen und Lieder" de K. Muellenhoff. Revue Germanique VIII, 5; 1912.
Preuschen, H. von: Erinnerungen an Theodor Storm (Deutsche Revue 1899, Jahrg. 24, 3. Vierteljahr), S. 188—208.
Remer, P.: Theodor Storm als norddeutscher Dichter. Berlin 1897.
Riemann, E.: Theodor Storms Bemerkungen zur Theorie der Novelle und die Entwicklung seiner Novellistik. In „Studien zur Literaturgeschichte Albert Köster überreicht" (Leipzig 1912), S. 233—248.
Röse, F.: Lebensbilder aus Süd und Nord, aus alt und neuer Zeit. Stuttgart 1844.
Schlosser, F.: Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts bis zum Sturz des französischen Kaiserreiches, I. Bd. Heidelberg 1843.
Schmidt, E.: Charakteristiken. Erste Reihe. Berlin 1902.
Schmidt, E.: Theodor Storm zum Gedächtnis. Deutsche Rundschau 1888, Bd. 56, S. 298—300.
Schütze, P.: Theodor Storm. Sein Leben und seine Dichtung. 3. Auflage. Berlin 1911.
Schütze, P.: Theodor Storm. Zu des Dichters 70. Geburtstage. In der „Gegenwart", Bd. 32 (1887), S. 229—32.
Seidel, W.: Die Natur als Darstellungsmittel in den Novellen Theodor Storms. München 1911 (Diss.).
Speyer, M.: Raabes Holunderblüte. Regensburg 1908.
Speyer, M.: Friedrich Wilhelm Weber und die Romantik. Regensburg 1910.
Speyer, M.: Wilhelm Raabes dichterische Persönlichkeit. Hochland 1910/11, 4. Heft, S. 422—432.
Stern, A.: Studien zur Literatur der Gegenwart. Dresden 1898.
Storm, Th.: Sämmtliche Werke. Neue Ausgabe in 8 Bänden. Braunschweig 1902. Zitiert: W. I bis VIII.
Storm, Th.: Spukgeschichten und andere Nachträge zu seinen Werken. Bd. IX der sämmtlichen Werke. Braunschweig und Berlin 1913. Zitiert: W. IX.
Storm, G.: Th. Storm. Ein Bild seines Lebens. Berlin I 1912, II 1913. Zitiert: Gertrud Storm I, II.
Storm, G.: Theodor Storms Briefe in die Heimat. (1853—64.) Berlin 1907.
Th. Storms Briefe an Friedrich Eggers. Herausgegeben von H. W. Seidel. Berlin 1911.
Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Emil Kuh. Veröffentlicht von Paul R. Kuh. In Westermanns Illustr. Deutschen Monatsheften, Bd. 67, 1890. Zitiert: Storm-Kuh-Briefwechsel.
Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Herausgegeben und erläutert von Albert Köster. 3. Auflage. Berlin 1909. Zitiert: Storm-Keller-Briefwechsel.
Voß, M.: Chronik des Gasthauses zum Ritter St. Jürgen zu Husum. Husum 1902.
Voß, M.: Chronik der Kirchengemeinde Ostenfeld im Kreise Husum. — In den „Veröffentlichungen des Nordfriesischen Vereins für Heimatkunde und Heimatliebe". Jahrgang 1904/05, Heft 2.
Walheim, A.: Brentanos Chronika eines fahrenden Schülers. Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien 1912, 4. Heft, S. 289—315.

Wedde, J.: Theodor Storm. Einige Züge zu seinem Bilde. Hamburg 1888.
Wehl, F.: Theodor Storm. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. Altona 1888.
Wenzel, H.: Gedichte. Glogau 1836.
Wutke, A.: Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. 3. Auflage von E. H. Meyer. Berlin 1900.

Für die sprachliche Untersuchung benutzte ich:

Burdach, K.: Die Sprache des jungen Goethe. — In den Verhandlungen der 37. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Dessau vom 1. bis 4. Okt. 1884 (S. 166—180). Leipzig 1885.
Doornkaat Koolmann, J. ten: Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. Norden 1884.
Fluck, H.: Beiträge zu G. A. Bürgers Sprache und Stil mit besonderer Berücksichtigung seiner Iliasübersetzung. Münster i. W. 1914 (Diss.).
Grimm, J. und W.: Deutsches Wörterbuch. Leipzig 1854 ff.
Lexer, M.: Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. 3 Bde. Leipzig 1872—78.
Lübben, A.: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Norden u. Leipzig 1888.
Meyer: Deutsche Stilistik. Handbuch des deutschen Unterrichts. Herausgegeben von Dr. A. Matthias. III. Bd., 1. Teil. München 1913.
Paul, H.: Deutsches Wörterbuch. Halle 1897.
Petrich, H.: Drei Kapitel vom romantischen Stil. Leipzig 1878.
Prochsch, A.: Der Wortschatz Theodor Storms. German.-Roman. Monatsschrift, VI. Jahrg. (1914), Heft 10/11, S. 532—562.
Sanders, D.: Wörterbuch der deutschen Sprache. Leipzig 1876.
Schiller und Lübben: Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen 1876.
Schramm, F.: Schlagworte der Alamodezeit. Zeitschrift für deutsche Wortforschung. Beiheft zum 15. Bd. Straßburg 1914.

Außerdem wurden noch zwei ungedruckte Arbeiten benutzt:

Wilmes, A.: Wilhelm Raabes Roman „Unseres Herrgotts Kanzlei".
Becher, H.: Aquis submersus von Theodor Storm. (Korreferat.)

Einige nur einmal oder selten benutzte Bücher sind an der betreffenden Stelle mit dem genauen Titel angegeben.

Lebenslauf.

Geboren wurde ich, Therese Rockenbach, kath. Konfession, am 15. November 1885 zu Castellaun (Rheinprovinz). Nach dem Besuche der Volksschule und der Rektoratsschule meines Heimatstädtchens bereitete ich mich in Echternach und Münstereifel auf das Lehrerinnenexamen vor. Ostern 1905 legte ich die Lehrerinnenprüfung für Volksschulen, Herbst 1909 auch die für höhere Mädchenschulen ab. Seit Sommer 1905 war ich als Hauslehrerin tätig. Im September 1912 unterzog ich mich nach privater Vorbereitung der Abiturientenprüfung am Kgl. Realgymnasium zu Elberfeld. Ich studierte dann seit Herbst 1912 hauptsächlich Germanistik und Geschichte an der Westfäl. Wilhelms-Universität Münster. — Am 1. März 1916 bestand ich die mündliche Doktorprüfung.

Die Anregung zu dieser Arbeit gab mir Herr Prof. Dr. Schwering, dem ich für stets freundlich gewährten Rat während der Ausarbeitung aufrichtigen Dank sage.